

Niederdeutsches Wort
Band 59

Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

Im Auftrag der Kommission
für Mundart- und Namenforschung Westfalens
herausgegeben von
HELMUT H. SPIEKERMANN
Schriftleitung
MARKUS DENKLER

Band 59
2019

 **Aschendorff**
Verlag

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit des Centrums für Niederdeutsch der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band. Die eingereichten Aufsätze werden von zwei Gutachterinnen und Gutachtern geprüft. Hierfür gibt es einen Gutachterrät (Editorial Board). In Einzelfällen werden weitere einschlägig ausgewiesene Kolleginnen und Kollegen um eine Begutachtung gebeten. Der Gutachterrät besteht aus:

Dr. Kirstin Casemir (Münster)
Prof. Dr. Antje Dammel (Münster)
Prof. Dr. Michael Elmentaler (Kiel)
Prof. Dr. Stephan Elspaß (Salzburg)
Dr. Christian Fischer (Münster)
Prof. Dr. Walter Gödden (Münster)
Prof. Dr. Tracy Alan Hall (Bloomington)
Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg)
Prof. Dr. Henrike Lähnemann (Oxford)
Prof. Dr. Jörg Peters (Oldenburg)
Prof. Dr. Gertrud Reershemius (Birmingham)
Prof. Dr. Ingrid Schröder (Hamburg)
PD Dr. Simone Schultz-Balluff (Bonn)
Prof. Dr. Tom Smits (Antwerpen)
Prof. Dr. Helmut Spiekermann (Münster)
Prof. Dr. Doris Tophinke (Paderborn)

Redaktionsadresse:

Prof. Dr. HELMUT H. SPIEKERMANN, Dr. MARKUS DENKLER
Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Schlossplatz 34, 48143 Münster
E-Mail: mundart-kommission@lwl.org

Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

© 2019 Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Schlossplatz 34, 48143 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion

Druck und Herstellung: Hubert & Co., Göttingen

ISSN 0078-0545

Inhalt des 59. Bandes (2019)

| | |
|--|----|
| Michael ELEMENTALER: Westfälische Regiolekte – was wir wissen und was wir wissen möchten | 7 |
| Jens Philipp LANWER: Alignmentmarker in norddeutscher Alltagssprache (AINA) | 33 |
| Robert DAMME: Der ›Vocabularius Theutonicus‹ als Quelle für den Einbecker Wortschatz des ausgehenden 14. Jahrhunderts | 77 |
| Ulrich TÖNS: „Pseudo-Veghe“: <i>Marientroest</i> und <i>Van der gheystliker iacht</i> . Zwei verlorene Texte in wiedergefundenen Abschriften | 89 |

Michael Elmentaler, Kiel

Westfälische Regiolekte – was wir wissen und was wir wissen möchten

1. Einführung

Die Dialekte des westfälischen Sprachraums können im Vergleich zu anderen norddeutschen Dialektregionen als gut erforscht gelten. Der dialektale Wortschatz ist im „Westfälischen Wörterbuch“ (KOMMISSION FÜR MUNDART- UND NAMENFORSCHUNG 1969ff.) umfassend aufgearbeitet, dessen erster Band auch eine Reihe von Karten enthält. Ergänzt wird es durch zahlreiche regionale und lokale Wörterbücher (vgl. die „Bibliographie westfälischer Dialektwörterbücher“) sowie mehr als ein Dutzend Gebiets- und Ortsgrammatiken oder Überblicksdarstellungen (vgl. in jüngerer Zeit z. B. die Arbeiten von KREMER 2018 und HERDEMANN 2006 [1921] zum Westmünsterländischen; DENKLER 2017 zum Münsterländischen; BRANDES 2013 und EGGERT 2015 [1921] zum Südwestfälischen). Auch sie enthalten z. T. umfangreicheres Kartenmaterial, etwa 77 Karten bei HERDEMANN, 67 Karten bei EGGERT und 63 Karten bei BRANDES. Höreindrücke der westfälischen Mundartlautungen vermittelt der „Interaktive Sprachatlas des westfälischen Platt (ISA)“ (www.lwl.org/isa). Anders verhält es sich dagegen mit den regionalen Umgangssprachen (Regiolekten) im westfälischen Sprachraum, denn diese Sprachlage wurde von der Forschung lange Zeit weitgehend ignoriert. Zwar wurden einige empirische Studien zur Sprache des östlichen Ruhrgebiets durchgeführt, etwa zu phonetischen Merkmalen von pensionierten Bergleuten in zwei Dortmunder Stadtteilen (SALEWSKI 1998), zu enklitischen Pronomen in Recklinghausen (SCHIERING 2002) oder zu den lexikalischen Strukturen im Ruhrdeutschen (HARTMANN 2014, 2018); umfassende Merkmalslisten bieten z. B. MIHM (1997) und HESSLER / POTTMANN (2017). Die Sprachverhältnisse der Ruhrgebietsstädte lassen sich jedoch nicht ohne Weiteres auf das ländlichere Westfalen übertragen. Für die dortigen Regiolekte wurden in verschiedenen Publikationen seit den 1970er Jahren (NIEBAUM 1977, LAUF 1996, KREMER 2000) einzelne Kennmerkmale benannt, doch wurde der tatsächliche Gebrauch dieser Varianten in der aktuellen Alltagskommunikation bislang kaum untersucht. Insbesondere ist, wie KREMER / VAN CAENEGHEM (2007, 9) noch vor zwölf Jahren in Bezug auf das westliche Münsterland konstatierten, „bisher eigentlich nicht geklärt, ob man zu Recht von der westfälischen, oder gar (west)münsterländischen Umgangssprache sprechen darf, d. h. ob sie ein klar beschreibbares eigenes System darstellt, oder ob es sich bei ihr lediglich um ein jeweils persönliches stilistisches Register des Standarddeutschen handelt“.

Einige neuere Sprachdaten, Kartenmaterial und variablenlinguistische Analysen zu den westfälischen Regiolekten bietet der erste Band des „Norddeutschen Sprachatlas“ (NOSA) (vgl. ELMENTALER / ROSENBERG 2015a). Unter einem (norddeutschen) Regiolekt wird im Kontext des NOSA eine hochdeutsch basierte Sprachlage oberhalb des Basisdialekts verstanden, die sich im Bereich zwischen einer dialektnahen Alltagssprache und einem gesprochenen Regionalstandard befindet. Als „hochdeutsch basiert“ werden hierbei Sprachlagen definiert, die hochdeutsche Kernmerkmale wie lautverschobenen Konsonantenstand (*Pferd, zu, ich* statt nd. *Perd, to, ik*), Diphthongierung von wgerm. *ī, ū, ū* (*mein, Haus, Leute* statt nd. *mien, Huus, Lüüd*) und hochdeutsche Pronominalformen (*er, wir, ihr* statt *he, wi, ji*) aufweisen. Bei norddeutschen Regiolekten handelt es sich also nicht um intendiertes Niederdeutsch, sondern um Sprachlagen des hochdeutschen Spektrums, die jedoch mehr oder weniger viele niederdeutsche Substratmerkmale (und auch regionalsprachliche Neubildungen) enthalten. In Abgrenzung zu den so definierten Regiolekten wird hierbei als „Standarddeutsch“ im Wesentlichen die kodifizierte (Aussprache-)Norm des Deutschen verstanden. Die Standardsprache dient in der dialektologischen Beschreibung als Referenzsystem, auf das die Varianten der regiolektalen Sprachlagen bezogen werden. Sprachgebrauchsweisen, die sich der kodifizierten Norm in starkem Maße annähern, werden als „standardnahe“ Sprachlagen bezeichnet, andere als „standardferne“ Sprachlagen. Regiolektvarianten können „standardkonform“ oder „standarddivergent“ sein. Da hier bewusst ein recht enges Konzept von „Standardsprache“ zugrunde gelegt wird, werden auch viele Varianten als „standarddivergent“ eingestuft, die in der jüngsten Ausgabe des Duden-Aussprachewörterbuchs (im Kapitel „Variation in der Standardsprache“, vgl. KLEINER / KNÖBL 2015, 63–77) als areale Varianten oder „schwache Wortformen“ der gesprochenen Standardsprache betrachtet werden, wie z. B. das halboffene oder geschlossene lange *ä* (*speeter, Keese*), Kurzvokale in einigen einsilbigen Wörtern (*Rad* [rat], *Glas* [glas], *schon* [ʃɔn]) oder Vokalrundungen (*Füsch, schwümmen*).

Für den NOSA wurden im Rahmen des Projekts „Sprachvariation in Norddeutschland“ (SiN) zwischen 2007 und 2010 an 36 Orten des niederdeutschen Sprachraums Sprachaufnahmen in verschiedenen Situationen durchgeführt (vgl. zum SiN-Projekt ELMENTALER et al. 2015). Sie wurden ergänzt durch mehrere Sprachtests sowie durch ausführliche biografische Interviews, in denen insgesamt 144 norddeutschen Probandinnen im Alter zwischen 40 und 55 Jahren diverse Fragen zum Varietätengebrauch und den Spracheinstellungen gestellt wurden. In diesem Rahmen wurde auch die Sprache von 32 Frauen aus dem Raum Westfalen dokumentiert. Sie stammen aus acht Ortschaften, die sich auf die Dialektgebiete Westmünsterland, Münsterland, Südwestfalen und Ostwestfalen verteilen (vgl. Karte 1).

2. „Was wir wissen“: Aktuelle Studien zu Regiolekten in Westfalen

Im Rahmen des SiN-Projekts wurden an jedem der acht westfälischen Untersuchungs-orte Sprachdaten und Spracheinschätzungsdaten von vier Frauen aus der mittleren Generation erhoben. Somit liegen interindividuell vergleichbare Datensätze (Spontansprache aus Interviews und informellen Tischgesprächen, Vorleseaussprache) von insgesamt 32 Personen vor.

2.1. Auftretende Regiolektvarianten und ihre Verwendungshäufigkeit

Wie eingangs festgestellt wurde, wissen wir bisher nur recht wenig darüber, welche sprachlichen Merkmale für die westfälischen Regiolekte charakteristisch sind. Die ausführlichste Beschreibung eines westfälischen Regiolekts repräsentiert den Stand um 1920/30; etwa in dieser Zeit erstellte der westfälische Heimatdichter und Lehrer Karl WAGENFELD einen recht umfangreichen Katalog typischer Merkmale des in Münster gesprochenen Hochdeutsch (WAGENFELD 1992, 56–76). Da wir aus Studien zu anderen Regionen wissen, dass die zunächst noch stark dialektal interferierten Regiolekte im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend merkmalsärmer wurden (vgl. KREYMANN 1994, LAMELI 2004, SPIEKERMANN 2008), ist auch für die westfälische Alltagssprache damit zu rechnen, dass einige der bei WAGENFELD angeführten Merkmale heute nicht mehr auftreten. Die erste Aufgabe der Analysen des SiN-Materials bestand somit darin, zu ermitteln, welche Regiolektvarianten sich heute noch bei Sprecherinnen aus Westfalen belegen lassen und in welcher Frequenz sie auftreten. Untersucht wurden für den NOSA insgesamt 36 überwiegend lautbezogene Variablen (inklusive Subvariablen). Bei jeder dieser Variablen wurde der relative Anteil der regiolektalen Variante gegenüber der standardkonformen Variante berechnet. Das Vorgehen wird in Tab. 1 am Beispiel der Variable ‚g-Spirantisierung im freien Auslaut‘ (wie in *Tach* ‘Tag’, *Weech* ‘Weg’) demonstriert. Von den 36 Untersuchungsorten des Projekts sind hier nur die acht westfälischen Orte berücksichtigt; dies sind aus dem Westmünsterland (WML): Heiden (HEI) und Südlohn (SUE), aus dem Münsterland (ML): Everswinkel (EVE) und Wettringen (WET), aus Südwestfalen (SW): Balve (BAL) und Rүthen (RUE) und aus Ostwestfalen (OW): Marienmünster (MAM) und Rodinghausen (ROE). Zugrunde liegen hier wie in den übrigen Tabellen dieses Beitrags die Aufnahmen aus den Tischgesprächen; entsprechende Angaben zu den Interviews und der Vorleseaussprache enthält der Kartenkommentar zu K6 in ELMENTALER / ROSENBERG (2015a, 251–273).

| Region | WML | | ML | | SW | | OW | |
|--|------|------|------|------|------|------|------|------|
| Ort | HEI | SUE | EVE | WET | BAL | RUE | MAM | ROE |
| Belege | 36 | 50 | 54 | 46 | 57 | 71 | 59 | 68 |
| Std | 6 | 12 | 14 | 9 | 8 | 8 | 20 | 16 |
| Reg | 30 | 38 | 40 | 37 | 49 | 63 | 39 | 52 |
| Anteil Reg in % | 83,3 | 76,0 | 74,1 | 80,4 | 86,0 | 88,7 | 66,1 | 76,5 |
| <i>Prozentualer Mittelwert über alle acht Orte: 78,9</i> | | | | | | | | |

Std = Beleghäufigkeit der standardkonformen Variante [k]

Reg = Beleghäufigkeit der regionalsprachlichen Varianten [x]/[ç]

Tab. 1. Berechnung des prozentualen Anteils einer regiolektalen Variante am Beispiel der Variable ‚g-Spirantisierung im freien Auslaut‘ für acht Untersuchungsorte im Raum Westfalen (Korpus Tischgespräche)

Die Variable ‚g-Spirantisierung im freien Auslaut‘ ist ein Beispiel für ein Merkmal, bei dem in allen westfälischen Untersuchungsorten eine starke Dominanz der regiolektalen Varianten (Frikativ [x] oder [ç]) festzustellen ist, mit ortsbezogenen Anteilen zwischen 66,1 % und 88,7 %. Mit einem durchschnittlichen regiolektalen Anteil von 78,9 % gehört die Variable zu einer Spitzengruppe von fünf Variablen (Variablengruppe A), bei denen der Anteil der Regiolektvarianten höher ist als der der standardkonformen Varianten (vgl. Tab. 2).¹

| Variable | Beispielwörter | Anteile Reg in % | |
|--|-------------------------------|-------------------|------------------|
| | | Ø 8 westfäl. Orte | Ø 36 Projektorte |
| g-Spirantisierung im freien Auslaut | <i>Tach, Zeuch</i> | 78,9 | 74,7 |
| g-Spirantisierung im gedeckten Auslaut | <i>fraacht, leecht</i> | 93,2 | 87,5 |
| Anlautendes <i>pf</i> als Frikativ [f] | <i>Fingsten, Fosten</i> | 89,8 | 87,2 |
| <i>t</i> -Apokope im Wortauslaut | <i>nich, un, sin, rech</i> | 59,9 | 59,7 |
| Kontraktion von <i>so</i> + Artikel (Singular) | <i>so'n Auto, so'ne Frage</i> | 97,2 | 96,7 |

Tab. 2. Variablengruppe A: Hohe prozentuale Anteile der regiolektalen Varianten (Reg) bei fünf Variablen im Korpus der Tischgespräche (Durchschnittswerte für acht Untersuchungsorte im Raum Westfalen im Vergleich zu den Werten für das Gesamtkorpus)

Es fällt auf, dass für diese fünf Variablen, die in Westfalen vorwiegend regiolektal realisiert werden, auch im übrigen Norddeutschland meist dieselben Varianten verwendet werden, so dass die Durchschnittswerte für die westfälischen Orte jeweils ungefähr den Werten für den gesamten Untersuchungsraum entsprechen. Die in Westfa-

¹ Die Beleghäufigkeiten werden hier wie in den folgenden Tabellen durch die Hintergrundfärbung der Tabellenfelder unterstützend hervorgehoben. Dabei kennzeichnet eine schwarze Färbung einen Anteil von mindestens 90 % und ein weißes Feld einen Anteil von unter 10 %; mittlere Frequenzen zwischen 10 und 90 % werden durch entsprechende Graustufungen markiert.

len dominierenden Regiolektvarianten sind also keine exklusiven, für diese Regionen besonders typischen Varianten, sondern solche, die eher als generelle Merkmale der gesprochenen norddeutschen Regiolekte oder Gebrauchsstandards anzusehen sind.

Etwas spezifischer erscheinen die Merkmale der Variablen­gruppe B, die in den westfälischen Regionen regiolektale Anteile zwischen 13,3 % und 46,1 % aufweisen (vgl. Tab. 3).

| Variable | Beispielwörter | Anteile Reg in % | |
|--|---|-------------------|------------------|
| | | Ø 8 westfäl. Orte | Ø 36 Projektorte |
| Kurzvokal statt standarddt. Länge (lexemgebunden) | <i>Glass, gropp, Omma, schonn, übber</i> | 46,1 | 43,4 |
| <i>ng</i> mit auslautendem Plosiv | <i>Anfank, Dink, gink, junk, Ordnunk</i> | 36,1 | 24,0 |
| Hebung von langem <i>ä</i> | <i>Gespreech, Keese, Meedchen, Treener</i> | 34,9 | 66,0 |
| Erhalt von <i>t</i> im Auslaut (lexemgeb.) | <i>dat, wat, et</i> | 21,0 | 27,5 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dentalschwund und Schwa-Auslaut) | <i>bisse, gehsse, hasse, kannze, meinsse</i> | 20,8 | 12,3 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dental und Schwa-Auslaut) | <i>biste, gehste, haste, kannste, meinste</i> | 16,2 | 19,7 |
| Hebung von kurzem <i>i</i> | <i>immer, Fiirma, Kiinder, schiimpfen</i> | 13,3 | 6,2 |

Tab. 3. Variablen­gruppe B: Mittlere prozentuale Anteile der regiolektalen Varianten (Reg) bei sieben Variablen im Korpus der Tischgespräche (Durchschnittswerte für acht Untersuchungs­orte im Raum Westfalen im Vergleich zu den Werten für das Gesamtkorpus)

Bei drei Variablen (Realisierung von *ng* mit auslautendem *k*, Kontraktion von Verb und Personalpronomen *du* mit Dentalschwund, Hebung von kurzem *i*) liegt der Anteil der regiolektalen Varianten in Westfalen deutlich höher als im norddeutschen Durchschnitt, so dass ihnen eine distinktive Qualität gegenüber den in anderen norddeutschen Regiolekten üblichen Varianten zukommt. Bei der Variable ‚Hebung von langem *ä*‘ liegen die westfälischen Werte unter dem überregionalen Durchschnittswert, so dass hier eher der Gebrauch der standardkonformen (offenen) *ä*-Aussprache als charakteristisch gelten kann. Bei den Variablen ‚Kurzvokal statt standarddeutscher Länge‘ und ‚Erhalt von unverschobenem *t* im Auslaut‘ wiederum liegen die westfälischen und die überregionalen Anteile der regiolektalen Varianten nahe beieinander, doch zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass es doch aufschlussreiche Unterschiede zwischen den Regionen gibt. Auf die Abgrenzung der westfälischen Regiolekte gegenüber den anderen Regionen wird in den Abschnitten 2.2.1 bis 2.2.3 genauer eingegangen.

Übrig bleiben 24 Variablen (Variablen­gruppe C), bei denen der relative Anteil der regiolektalen Varianten in Westfalen unter 10 % liegt, bei 20 davon sogar unter 3 %. In allen diesen Fällen ist für die westfälischen Regiolekte also eine starke Dominanz der standardkonformen Varianten zu konstatieren (vgl. Tab. 4).

| Variable | Beispielwörter | Anteile Reg in % | |
|--|---------------------------------|-------------------|------------------|
| | | Ø 8 westfäl. Orte | Ø 36 Projektorte |
| Erhalt von alveolarem <i>s</i> vor <i>p, t</i> | <i>s-pitz, S-tiefel</i> | 0,5 | 0,3 |
| Ersetzung der Affrikate <i>ts</i> durch <i>s</i> | <i>Ssahn, Ssunge, swei</i> | 0,1 | 1,0 |
| Desonorisierung von anlautendem <i>s</i> | <i>ssauber, sso, Ssüden</i> | 2,4 | 3,9 |
| Apikale Realisierung von <i>r</i> im Anlaut | <i>richtig, rot, be-raten</i> | 2,4 | 1,2 |
| Velarisierung von <i>l</i> | <i>Billd, Gellld, follgen</i> | 2,8 | 0,8 |
| Senkung von langem <i>e, o, ö</i> vor <i>r</i> | <i>Lährer, hæren</i> | 0 | 1,3 |
| Velarisierung von langem <i>a</i> | <i>getoon, Johre, liberoool</i> | 0,2 | 1,1 |
| Hebung von kurzem <i>u</i> | <i>kapuut, Kuunst, uuns</i> | 6,6 | 5,4 |
| Lenisierung von inlautendem <i>p, t, k</i> | <i>Pabbe, bidde, Wegger</i> | 4,5 | 12,3 |
| Assimilation von <i>nd</i> im Inlaut | <i>anners, Enne, hunnert</i> | 8,8 | 14,4 |
| Diphthongierung von langem <i>e, o, ö</i> | <i>geeiben, Rouse, böise</i> | 0,1 | 1,2 |
| Senkung von kurzem <i>i</i> | <i>ergend, Kender, werd</i> | 0,5 | 1,2 |
| Senkung von kurzem <i>u</i> | <i>dorch, Konst, Schold</i> | 0,2 | 1,7 |
| Auslautendes <i>-er</i> mit Vollvokal | <i>bessä, immä, Wintä</i> | 0 | 2,5 |
| Schwa im Auslaut von <i>Kaffee</i> | <i>Kaffe</i> | 0 | 21,1 |
| Monophthongierung von <i>ei, au</i> | <i>Been, keen, loofen</i> | 1,2 | 12,4 |
| Rundung von kurzem <i>i</i> | <i>Füsch, Künder, Kürche</i> | 1,0 | 8,7 |
| Erhalt von unverschobenem <i>k</i> in <i>ich</i> | <i>ick</i> | 0,3 | 13,7 |
| Kontraktion von <i>so</i> + Artikel (Plural) | <i>so 'ne Leute/Sachen</i> | 0 | 12,8 |
| Erhalt von <i>p</i> in der Affrikate <i>pf</i> | <i>Appel, kloppen, Kopp</i> | 6,5 | 10,1 |
| <i>g</i> -Spirantisierung im Morphemlaut | <i>unjefähr, verjessen</i> | 0,9 | 14,0 |
| <i>g</i> -Spirantisierung im Wortanlaut | <i>janz, jrüün, juut</i> | 0,5 | 11,0 |
| Koronalisierung von palatalem <i>ch</i> | <i>isch, sischer, spreschen</i> | 0,7 | 4,2 |
| <i>r</i> vor stimmlosen Konsonanten als [x] | <i>Gachten, kucz, Spocht</i> | 0 | 2,8 |

Tab. 4. Variablengruppe C: Geringe prozentuale Anteile der regiolektalen Varianten (Reg) bei 24 Variablen im Korpus der Tischgespräche (Durchschnittswerte für acht Untersuchungsorte im Raum Westfalen im Vergleich zu den Werten für das Gesamtkorpus)

Wie die Vergleichszahlen für den gesamten norddeutschen Raum zeigen, sind manche dieser Merkmale allgemein schon so stark zurückgegangen, dass man sie in keiner Region mehr als typisch für den modernen Regiolekt ansehen kann. Hierzu zählen die regiolektalen Varianten der ersten acht Variablen. Es kann allerdings davon ausgegangen werden, dass zumindest einige davon in älterer Zeit für die norddeutsche (und auch westfälische) Aussprache des Hochdeutschen noch konstitutiv waren (dazu mehr unten in Abschnitt 3.2). Bei anderen Varianten handelt es sich um Lautmerkmale, die sich nach allem, was wir wissen, weniger in Westfalen, sondern eher in anderen

Regionen des norddeutschen Raumes regiolektal etabliert haben. Dazu zählen zum einen die Lenisierung von *p, t, k*, die Assimilation von *nd*, die Diphthongierung von langem *e, o, ö*, die Senkung von kurzem *i* und *u* sowie die Realisierung der Endsilbe *-er* mit Vollvokal und des Lexems *Kaffee* mit auslautendem Schwa. Diese Merkmale sind vorwiegend für die Regiolekte im Norden (nördliches Niedersachsen, Schleswig-Holstein) und Nordosten (Mecklenburg-Vorpommern) charakteristisch und haben dort deutlich höhere Beleganteile als im Westen und Süden des norddeutschen Raumes. Eine weitere Gruppe von fünf Varianten ist besonders typisch für Brandenburg und Mittelpommern (Monophthongierung von *ei, au*, Rundung von kurzem *i*, Erhalt von unverschobenem *k* in *ich, so'ne* im Plural, Erhalt von *p* in der Affrikate *pf*), und vier andere Varianten treten vor allem am südlichen Niederrhein auf (*g*-Spirantisierung im Morphem- und Wortanlaut [beide auch in Brandenburg], Koronalisierung, Realisierung *r* vor stimmlosen Konsonanten als [x]).

Wenn die Sprecherinnen aus Westfalen bei 31 von 36 untersuchten Variablen überwiegend die standardkonforme Variante verwenden (davon bei 24 Variablen zu mehr als 90 %), dann sind die westfälischen Regiolekte im Vergleich zu anderen Regiolekten Norddeutschlands und wohl erst recht im Vergleich zu den süddeutschen Regiolekten als sehr standardnah einzustufen. Gerade diese Seltenheit standarddivergenter Formen trägt – ex negativo – mit dazu bei, Personen aus dieser Region für andere kenntlich zu machen. Man könnte (zumindest in Bezug auf die Vertreterinnen der mittleren Altersgruppe) also etwas zugespitzt und vergrößernd formulieren: Wer weder rheinische Varianten noch typisch norddeutsche Formen, Berlinismen oder süddeutsche Merkmale verwendet, kann schon dadurch als Bewohner eines Areals identifiziert werden, das sich etwa vom nordöstlichen Teil Nordrhein-Westfalens über das südliche Niedersachsen bis nach Sachsen-Anhalt erstreckt. Allerdings können – je nach Ort und Sprecherin in unterschiedlicher Intensität – regionaltypische Merkmale hinzukommen, die eine genauere Eingrenzung möglich machen. Für eine solche Abgrenzung der westfälischen Regiolekte von denen der benachbarten Regionen sind die Variablen, die in allen Regionen frequent vorkommen (Variablengruppe A), und diejenigen, die in Westfalen nur selten belegt sind (Variablengruppe C) wenig geeignet. Im Folgenden werden daher die sieben regiolektalen Merkmale genauer untersucht, die in den westfälischen Tischgesprächen des SiN-Korpus eine durchschnittliche Häufigkeit zwischen 10 % und 50 % aufweisen (Variablengruppe B). Hierbei soll zunächst die Frage nach ihrer arealen Verbreitung gestellt werden. Anschließend wird auf Aspekte der situativen Verteilung, der individuellen und geschlechtsspezifischen Variation und der Funktionalisierung der Varianten im Gespräch eingegangen.

2.2. Areale Reichweite der Varianten

Im Folgenden soll zunächst nach der externen Abgrenzung der westfälischen Regiolekte gefragt werden. Auf der dialektalen Ebene kann das Westfälische durch Isoglossen wie die Linie des Verbalplurals (westfälischer Einheitsplural vs. differenzierter

Plural am Niederrhein), die Linie der Kürzendiphthongierung (westfälische Diphthonge vs. emsländisch-oldenburgische Monophthonge) und die Linie der Differenzierung von altlangem und tonlangem *a* (westfälische Differenzierung vs. ostfälsch-nordniederdeutscher Zusammenfall) relativ scharf von seinen Nachbarmundarten abgegrenzt werden (vgl. Karte 1). Für die Regiolekte ist dies nicht in gleicher Weise möglich, da viele Dialektmerkmale (u. a. die oben genannten Isoglossen-Merkmale) entweder gar nicht in die Regiolekte übernommen wurden oder dort schon vor längerer Zeit abgebaut worden sind. Zudem kommen die regiolektalen Merkmale, wie im ersten Abschnitt beschrieben wurde, nicht obligatorisch vor (wie – zumindest legen das die grammatischen Darstellungen nahe – die meisten Merkmale der traditionellen Dialekte), sondern sie variieren zumeist mit den standardsprachlichen Formen und kommen oftmals nur in Frequenzen zu 10 bis 50 % vor (vgl. zur Fakultativität der Regiolektmerkmale ELEMENTALER / ROSENBERG 2015b, 444f.). Es wird somit nicht das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Varianten konstatiert (wie in der traditionellen Dialektologie), sondern ein Mehr oder Weniger in deren Gebrauch. Daher ist davon auszugehen, dass es auch auf Grundlage noch größerer Korpora der gesprochenen Regiolekte nicht möglich sein wird, scharfe Grenzen zwischen den einzelnen Regionen zu ziehen, ähnlich wie es in der ‚vertikalen‘ Dimension nicht möglich ist, die norddeutschen Regiolekte scharf von einem „Gebrauchsstandard“ (vgl. KLEINER 2011ff.) oder „Regionalstandard“ (vgl. SPIEKERMANN 2008) abzugrenzen (vgl. zu diesem Problem in Bezug auf das Ruhrdeutsche auch schon MENGE 1997, 47 und 49, der für eine Abkehr von „bipolaren“ Beschreibungsmodellen plädiert). Wohl aber lassen sich tendenzielle Unterschiede im Grad der Nutzung bestimmter Varianten feststellen, die ein Bild von der arealen Reichweite der regiolektalen Varianten vermitteln und in der Gesamtschau vielleicht auch geeignet sind, die Reichweite der Regiolekte bzw. Regiolektverbünde insgesamt abschätzen zu können. Anhand der sieben Merkmale der Variablen­gruppe B sollen die westfälischen Regiolekte zunächst nach Westen (gegenüber dem Niederrheinischen), dann nach Norden (zum Emsländisch-Oldenburgischen) und Osten (zum Ostfälschen) abgegrenzt werden.

2.2.1. Abgrenzung nach Westen: Westfälische vs. niederrheinische Regiolekte

Der durchschnittliche Regiolekt-Variantenanteil („Reg“) der acht westfälischen Untersuchungsorte wird zunächst mit dem Durchschnittswert für die vier niederrheinischen Untersuchungsorte des SiN-Projekts (Kranenburg, Uedem, Oedt, Bracht) verglichen (vgl. Tab. 5).

| Variable | Anteile Reg in % | |
|---|-------------------|---------------|
| | Ø 8 westfäl. Orte | Ø 4 ndr. Orte |
| Kurzvokal statt standarddt. Länge (lexembunden) | 46,1 | 49,6 |
| ng mit auslautendem Plosiv | 36,1 | 3,6 |

| | | |
|--|------|------|
| Hebung von langem <i>ä</i> | 34,9 | 23,4 |
| Erhalt von <i>t</i> im Auslaut (lexemgebunden) | 21,0 | 71,2 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dentalschwund und Schwa) | 20,8 | 29,4 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dental und Schwa) | 16,2 | 17,4 |
| Hebung von kurzem <i>i</i> | 13,3 | 13,8 |

Tab. 5. Vergleich der prozentualen Anteile regiolektaler Varianten (Reg) in den Regionen Westfalen und Niederrhein (Korpus Tischgespräche)

Während bei fünf Variablen kein aussagekräftiger Unterschied in den Variantenanteilen der beiden Regionen festgestellt werden kann, gibt es zwei Merkmale, die eine Differenzierung ermöglichen. Die in Westfalen häufig verwendete Aussprache von *ng* mit nachfolgendem Plosiv (*Dink*, *Ordnunk*) ist am Niederrhein unüblich. Wie die entsprechende NOSA-Karte K17.1 zeigt, ist diese Merkmalsgrenze nach Westen tatsächlich am stärksten ausgeprägt, während es zum Ostfälischen einen gleitenden Übergang gibt (dort liegt der durchschnittliche Anteil der Variante mit Plosiv bei 31,2 %). Bei der Variable ‚Erhalt von *t*‘ in den Lexemen *das*, *was*, *es* wiederum basiert die ebenfalls recht klare Grenze zwischen Niederrheinisch und Westfälisch darauf, dass die unverschobenen Formen am Niederrhein fast drei Viertel der Belege ausmachen, während ihr Anteil in Westfalen nur bei 21,0 % liegt. Im Folgenden wird sich zeigen, dass dieses Merkmal auch nach Norden und Osten hin recht trennscharf ist.

2.2.2. Abgrenzung nach Norden: Westfälische vs. emsländisch-oldenburgische Regiolekte

Noch etwas klarer tritt die Grenze zwischen den westfälischen und den nördlich angrenzenden emsländisch-oldenburgischen Regiolekten hervor, die durch fünf der sieben Variablen gestützt wird (vgl. Tab. 6).

| Variable | Anteile Reg in % | |
|--|-------------------|---------------------|
| | Ø 8 westfäl. Orte | Ø 2 emsl.-old. Orte |
| Kurzvokal statt standarddeutscher Länge (lexemgebunden) | 46,1 | 33,5 |
| <i>ng</i> mit auslautendem Plosiv | 36,1 | 7,7 |
| Hebung von langem <i>ä</i> | 34,9 | 32,4 |
| Erhalt von <i>t</i> im Auslaut (lexemgebunden) | 21,0 | 3,8 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dentalschwund und Schwa) | 20,8 | 0,75 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dental und Schwa) | 16,2 | 3,1 |
| Hebung von kurzem <i>i</i> | 13,3 | 6,6 |

Tab. 6. Vergleich der prozentualen Anteile regiolektaler Varianten (Reg) in den Regionen Westfalen und Emsland/Oldenburg (Korpus Tischgespräche)

Hierbei kommt der Kontrast dadurch zustande, dass die westfälischen Regiolekte deutlich mehr standardferne Formen aufweisen als die emsländisch-oldenburgischen, in denen der Gebrauch von *ng* mit auslautendem Plosiv (*Dink*), von kontrahierten Formen aus Verb und *du* (*hasse, haste*), von gehobenen *i*-Varianten (*Fiiirma*) und von unverschobenem *dat, wat, et* eher unüblich ist.

2.2.3. Abgrenzung nach Osten: Westfälische vs. ostfälische Regiolekte

Zum Ostfälischen hin lassen sich die westfälischen Regiolekte durch vier Merkmale abgrenzen (Tab. 7).

| Variable | Anteile Reg in % | |
|--|-------------------|------------------|
| | Ø 8 westfäl. Orte | Ø 4 ostfäl. Orte |
| Kurzvokal statt standarddeutscher Länge (lexemgebunden) | 46,1 | 30,7 |
| <i>ng</i> mit auslautendem Plosiv | 36,1 | 31,2 |
| Hebung von langem <i>ä</i> | 34,9 | 94,2 |
| Erhalt von <i>t</i> im Auslaut (lexemgebunden) | 21,0 | 3,8 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dentalschwund und Schwa) | 20,8 | 14,7 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dental und Schwa) | 16,2 | 26,8 |
| Hebung von kurzem <i>i</i> | 13,3 | 0,2 |

Tab. 7. Vergleich der prozentualen Anteile regiolektaler Varianten (Reg) in den Regionen Westfalen und Ostfalen (Korpus Tischgespräche)

Bei drei Variablen weist das Westfälische tendenziell standardfernere Formen auf als das Ostfälische, wobei die stärksten Kontraste durch den deutlich häufigeren Gebrauch des unverschobenen *t* in *dat, wat, et* sowie der Vokalhebung bei kurzem *i* zustande kommen. Bei der Variable der Hebung von langem *ä* (*Treener, Meedchen*) wiederum grenzen sich die ostfälischen Regiolekte, in denen die gehobene Vokalrealisierung zu über 94 % auftritt, sehr deutlich von den westfälischen ab.

Im Kontrast zu den umliegenden Regionen zeichnet sich also durchaus ein eigenes Profil der westfälischen Regiolekte ab, das aber jeweils nur einige Merkmale betrifft. Im Vergleich aller vier Regionen werden vor allem in Bezug auf fünf Variablen regionenübergreifende areale Verlaufsmuster sichtbar, die über die Differenzierung benachbarter Regionen hinausgehen (vgl. Tab. 8).

| Variable | Anteile Reg in % | | | |
|--|------------------|-----------|---------------|----------|
| | Niederrhein | Westfalen | Emsl.-Oldenb. | Ostfalen |
| Kurzvokal statt standarddt. Länge (lexemgebunden) | 49,6 | 46,1 | 33,5 | 30,7 |
| <i>ng</i> mit auslautendem Plosiv | 3,6 | 36,1 | 7,7 | 31,2 |
| Hebung von langem <i>ä</i> | 23,4 | 34,9 | 32,4 | 94,2 |
| Erhalt von <i>t</i> im Auslaut (lexemgeb.) | 71,2 | 21,0 | 3,8 | 3,8 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dentalschwund und Schwa) | 29,4 | 20,8 | 0,75 | 14,7 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dental und Schwa) | 17,4 | 16,2 | 3,1 | 26,8 |
| Hebung von kurzem <i>i</i> | 13,8 | 13,3 | 6,6 | 0,2 |

Tab. 8. Vergleich der prozentualen Anteile regiolektaler Varianten (Reg) in den Regionen Westfalen, Niederrhein, Emsland/Oldenburg und Ostfalen (Korpus Tischgespräche)

Bei vier dieser Variablen gibt es in Bezug auf die Häufigkeit der standarddivergenten Variante ein West-Ost-Gefälle. Am deutlichsten wird dies bei den Formen mit unverschobenem *t* (*dat*, *wat*, *et*), die im Westen (Niederrhein) zu 71,2 % verwendet werden, in Westfalen zu 21,0 % und in Ostfalen nur noch zu 3,8 %. Dieselbe Tendenz zeigt sich, in etwas schwächerer Ausprägung, auch bei der Verwendung von Kurzvokalen statt standarddeutscher Länge und der Hebung von kurzem *i*. Für die Kontraktion von Verb und *du* (mit Dentalschwund und Schwa) gilt dieses West-Ost-Gefälle zwischen Niederrhein, Westfalen und Ostfalen in abgeschwächter Weise ebenfalls, wobei sich die emsländisch-oldenburgischen Regiolekte mit einem sehr niedrigen Beleganteil davon abgrenzen.

Ein entgegengesetztes Raumbild, also eine Zunahme der Merkmalshäufigkeit von West nach Ost, zeigt sich bei der Variable der Hebung von langem *ä*. Hier nehmen die Belegwerte der gehobenen Variante [e:] vom Niederrhein (23,4 %) über Westfalen (34,9 %) bis Ostfalen (94,2 %) kontinuierlich zu. Das Profil der westfälischen Regiolekte, das sich hier abzeichnet, könnte durch detailliertere Regionalstudien, die auch die unmittelbaren Grenzregionen mit erfassen sollten (östlicher Teil des Niederrheins, westlicher Teil des Ostfälischen usw.), noch stärker herausgearbeitet werden. Dabei wäre neben einer Ausweitung des Ortsnetzes auch an eine Erweiterung des Merkmalskataloges zu denken. Denn im NOSA wurden fast ausschließlich phonetische Merkmale berücksichtigt. Es ist aber davon auszugehen, dass sich auch auf morphologischer, syntaktischer und lexikalischer Ebene regiolektale Unterschiede zeigen (vgl. dazu die Hinweise bei ELSPASS 2016, 366–373). Vielleicht werden hier auch die Karten des Projekts „Dialektatlas Mittleres Westdeutschland“ (vgl. SPIEKERMANN et al. 2017) weiteren Aufschluss geben können, sofern dort auch die regiolektalen Sprachlagen erfasst werden.

2.2.4. Binnendifferenzierung: Westmünsterländisch – Münsterländisch – Südwestfälisch – Ostwestfälisch

Was oben bereits mit Blick auf die äußeren Grenzen des Westfälischen gesagt wurde, gilt ebenso auch für dessen Binnendifferenzierung: Auf dialektaler Ebene sind die Grenzen zwischen den westfälischen Teilregionen Westmünsterland, Münsterland, Südwestfalen und Ostwestfalen relativ klar bestimmt (vgl. Karte 1), dagegen ist auf regiolektaler Ebene noch unklar, ob sich in ähnlicher Weise Teilregionen ausdifferenzieren lassen. Auf die klassischen Dialektmerkmale kann hier wiederum nicht zurückgegriffen werden, da dialektale Lautunterschiede wie der zwischen *Steen*, *Foot* ‘Stein, Fuß’ im Münsterländischen gegenüber *Stain*, *Faut* im Südwestfälischen oder die Differenzierung von *äin* ‘ein’ und *Stain* ‘Stein’ im Ostwestfälischen gegenüber dem Zusammenfall zu *äin*, *Stäin* im Südwestfälischen im Regiolekt nicht existieren. Von der Vielfalt der phonetischen Abstufungen in den Basisdialekten hat sich nur ein kleiner Teil im regionalen Hochdeutsch erhalten, was dem Charakter von (größerräumigen) Regiolekten entspricht, die sich auf dem Wege des Dialektausgleichs oder der Selektion bestimmter Dialektmerkmale bilden. Die Möglichkeiten einer Binnendifferenzierung des Westfälischen sind also auf der regiolektalen Ebene von vornherein wesentlich stärker eingeschränkt als bei den Basisdialekten. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob es heute überhaupt noch vier westfälische Regiolekte gibt, die sich anhand unterschiedlicher Merkmale identifizieren lassen, und inwiefern diese Unterschiede mit entsprechenden Formen in den traditionellen Dialekten der vier Teilregionen korrespondieren. Spiegelt also der Regiolektgebrauch noch die alten dialektalen Strukturen in gewissem Maße wider? Für die Analyse werden wiederum die sieben Merkmale herangezogen, die in den westfälischen Regiolekten in mittlerer Häufigkeit vorkommen (vgl. Tab. 9).

| Variable | Anteile Reg in % | | | | |
|--|------------------|---------------------------|------------------|-------------------|-------------------|
| | Westfalen Ø | West- münster- land | Münster- land | Süd- westfalen | Ost- westfalen |
| Kurzvokal statt standarddt. Länge (lexemgebunden) | 46,1 | 37,8 | 38,2 | 50,6 | 57,8 |
| <i>ng</i> mit auslautendem Plosiv | 36,1 | 28,8 | 22,5 | 55,1 | 38,2 |
| Hebung von langem <i>ä</i> | 34,9 | 9,1 | 8,0 | 69,5 | 53,0 |
| Erhalt von <i>t</i> im Auslaut (lexemgeb.) | 21,0 | 34,4 | 48,5 | 0,3 | 0,6 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dentalschwund und Schwa) | 20,8 | 21,1 | 12,1 | 32,0 | 18,0 |
| Kontraktion von Verb und <i>du</i> (mit Dental und Schwa) | 16,2 | 11,8 | 12,3 | 17,4 | 23,3 |
| Hebung von kurzem <i>i</i> | 13,3 | 9,3 | 12,4 | 11,9 | 19,8 |

Tab. 9. Vergleich der prozentualen Anteile regiolektaler Varianten (Reg) in den westfälischen Teilregionen Westmünsterland, Münsterland, Südwestfalen und Ostwestfalen (Korpus Tischgespräche)

Bei den ersten vier Variablen lässt sich eine recht deutliche Unterscheidung zwischen den westmünsterländischen bzw. münsterländischen Regiolekten einerseits und denen des süd- und ostwestfälischen Raums andererseits erkennen. So treten die Kurzvokale statt standarddeutscher Länge (wie in *Omma, übber, widder*), das *ng* mit auslautendem Plosiv (wie in *Dink*) und die Hebung von *ä* (wie in *Meedchen*) in den Regiolekten Süd- und Ostwestfalens überwiegend zu 50 % oder häufiger auf, im Westmünsterländischen und Münsterländischen dagegen nur zu 8 % bis 38,2 %. Umgekehrt sind die Artikel und Pronomen mit unverschobener Konsonanz (*dat, wat, et*) in den westmünsterländischen und münsterländischen Regiolekten nicht selten belegt (34,4 % bis 48,5 %), während sie in den süd- und ostwestfälischen Orten praktisch nicht vorkommen (0,3 % bis 0,6 %). Möglichen Zusammenhängen zu den Basisdialekten wäre weiter nachzugehen – zumindest bei dem Merkmal *dat* kann aber der Häufigkeitsunterschied nicht auf die dialektale Basis zurückgeführt werden. Bei den letzten drei Variablen gibt es keine deutliche Trennung zwischen den (west-)münsterländischen und den süd-/ostwestfälischen Regiolekten, allerdings lässt sich bei der Kontraktion von Verb und *du* (mit erhaltenem Dental und Schwa) und der Hebung von kurzem *i* eine leichte Zunahme der Beleghäufigkeiten von West nach Ost erkennen. Eine auf Westfalen zugeschnittene Studie könnte das Vorhandensein möglicher Regiolekt-Spezifika für die westfälischen Teilregionen auch für andere Phänomenbereiche überprüfen (vgl. mit Blick auf die lexikalische Ebene die Beobachtungen in ELSPASS 2016, 376).

2.2.5. Abgrenzung innerhalb des Südwestfälischen: Ruhrgebiet vs. ländlicher Raum

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Frage, ob es markante sprachliche Unterschiede gibt zwischen den südwestfälischen NOSA-Orten (Balve und Rüthen) und den Städten im östlichen Ruhrgebiet, in denen ehemals ebenfalls westfälische Dialekte gesprochen wurden. Hierfür lässt sich ein Vergleich der NOSA-Befunde mit den Ergebnissen von SALEWSKI (1998) zum Ortspunkt Dortmund-Dorstfeld anstellen. Zehn Sprachmerkmale wurden in beiden Studien überprüft (vgl. Tab. 10).

| Variable | Anteile Reg in % | | |
|---|-----------------------------|-------|--------|
| | Dortmund (SALEWSKI 1998) | Balve | Rüthen |
| Anlautendes <i>pf</i> als Frikativ [f] | 88 | 80,0 | - |
| <i>g</i> -Spirantisierung im Wortauslaut | 91 | 86,0 | 88,7 |
| <i>ng</i> mit auslautendem Plosiv | 56 | 66,7 | 43,5 |
| <i>g</i> -Spirantisierung im Morphemanlaut | 6 | 0 | 4,2 |
| Kurzvokal statt standarddt. Länge (lexemgebunden) | 72 / 78 | 58,6 | 42,5 |
| Hebung von kurzem <i>i</i> | 28 | 13,5 | 10,3 |
| Hebung von kurzem <i>u</i> | | 22,6 | 0,9 |
| Velarisierung von <i>l</i> | 49 | 3,9 | 6,5 |

| | | | |
|---|----|---|-----|
| Apikale Realisierung von <i>r</i> im Anlaut | 46 | 0 | 0 |
| Erhalt von <i>r</i> im Auslaut (lexemgeb.) | 31 | 0 | 0,6 |

Tab. 10. Vergleich der prozentualen Anteile regiolektaler Varianten (Reg) im östlichen Ruhrgebiet (Dortmund) und ländlichen Südwestfalen (Balve, Rüthen) (Korpus Tischgespräche)²

Bei den ersten vier Variablen der Tabelle sind die Auftretenshäufigkeiten der regiolektalen Variante im Dortmunder Regiolekt recht ähnlich zu denen in den südwestfälischen NOSA-Orten. Die Frikativausssprache für *pf* (*Fingsten*), die auslautende *g*-Spirantisierung (*Tach*) und die Realisierung von *ng* mit auslautendem Plosiv (*Dink*) ist überall relativ frequent belegt, während die morphemanlautende *g*-Spirantisierung (wie in [xə'ze:n], [ʏə'zen] oder [çə'ze:n] 'gesehen') in allen Orten selten auftritt.

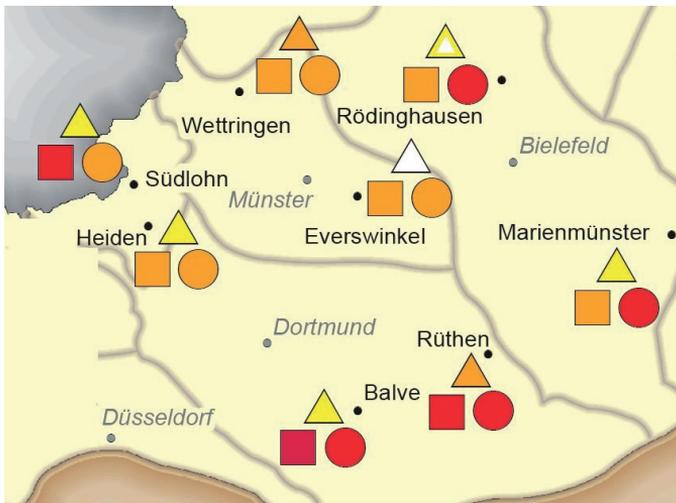
Bei den nächsten drei Merkmalen (Kurzvokal statt standarddeutscher Länge und Hebung von kurzem *i* bzw. *u*) lässt sich ein tendenzielles West-Ost-Gefälle erkennen. Dieses West-Ost-Gefälle gilt auch für die letzten drei Merkmale (velares *l*, apikales *r* und unverschobenes *t* in *dat*, *wat*, *et*), wobei hier aber vor allem ein starker Kontrast zwischen Dortmund und den ländlichen Ortschaften ins Auge fällt. Ob dies allerdings als Indiz dafür gewertet werden kann, dass der Regiolekt des östlichen Ruhrgebiets auch heute noch ein anderes Merkmalsprofil aufweist als die südwestfälischen Regiolekte im ländlichen Raum, ist fraglich. Denn die Dortmunder Aufnahmen stammen aus den 1980er Jahren, und dokumentiert wurde hier der Sprachgebrauch pensionierter Bergleute der Jahrgänge ca. 1905–1920. Die NOSA-Aufnahmen hingegen wurden zwischen 2008 und 2010 durchgeführt, und die Sprecherinnen repräsentierten die Jahrgänge 1951–1966, waren also zum Zeitpunkt der Aufnahme zwischen 40 und 60 Jahre alt. Möglicherweise beruhen die konstatierten Lautunterschiede also nicht auf einem Kontrast von Ruhrdeutsch und ländlichen Regiolekten, sondern reflektieren einen intergenerationellen Regiolektabbau oder genderspezifische Unterschiede. Hinzu kommen Unterschiede bezüglich der Kommunikationssituation (tendenziell monologisches Erzählen im Rahmen eines informellen Interviews vs. dialogische Tischgespräche). Vor diesem Hintergrund besteht noch Klärungsbedarf auf Grundlage neuerer Sprachdaten, wobei man für beide Regionen ein vergleichbares Sample zugrundelegen müsste.

2.3. Situative Verteilung

Aus vielen Studien zum gesprochenen Deutsch (z. B. LENZ 2003, KEHREIN 2012, SCHARIOTH 2015, KALLENBORN 2019, VORBERGER 2019) geht hervor, dass die Wahl der Sprachlage in Abhängigkeit steht von den situativen Rahmenbedingungen, ganz generell von der grundlegenden Kommunikationskonstellation (monologische, dialo-

2 Die Vokalhebung bei kurzem *i* und *u* (und *ü*) wird bei SALEWSKI (1998, 36f., 50–57) zusammen behandelt; es werden keine differenzierten Belegzahlen angeführt. SALEWSKI gibt die Prozentzahlen ohne Nachkommastellen an.

gische Interaktion), dann aber vor allem vom Formalitätsgrad der Situation (privater, behördlicher, öffentlicher Kommunikationsraum; Vertrautheit und Status der Interaktanten; Anwesenheit/Abwesenheit von unbekanntem GesprächsteilnehmerInnen, z. B. Exploratoren) und dem Anlass und Thema der Konversation. Mit zunehmendem Formalitätsgrad wird tendenziell eine standardnähere Sprachlage gewählt, während eine standarddivergente Sprachlage am ehesten in einem ungezwungenen Gespräch zwischen miteinander vertrauten Personen im privaten Umfeld zu erwarten ist. Dementsprechend wurde auch im SiN-Projekt das Sprachverhalten unserer Gewährspersonen in drei Kommunikationssituationen überprüft: a) in einem Tischgespräch in privater Runde (meist im Familienkreis), b) in einem Interview, das eine sprachwissenschaftlich geschulte und Standardsprache sprechende Person mit der Probandin geführt hat, c) in einer Testsituation, in der ein hochdeutscher Text vorgelesen werden sollte (Vorleseausssprache) (vgl. zu den Einzelheiten ELEMENTALER / ROSENBERG 2015a, 70–71). Karte 2 zeigt die situationspezifische Realisierung von Lexemen mit Kurzvokal statt standarddeutscher Länge (z. B. *widder*, *übber*, *Omma*, *schonn*) in den westfälischen Untersuchungsorten.³



Karte 2. Vergleich der prozentualen Anteile regiolektaler Varianten (Reg) für die Variable ‚Kurvokal statt standarddeutscher Länge‘ in den drei Situationen Tischgespräch (Kreis), Interview (Rechteck) und Vorleseausssprache (Dreieck) in den acht westfälischen Untersuchungsorten (Ausschnitt aus Karte V6.1 in ELEMENTALER / ROSENBERG 2015a, 143)

³ Die prozentuale Häufigkeit der kurzvokalischen Realisierungen wird durch die Farbgebung der Symbole angezeigt: weiß = 0 %, weiß mit gelber Umrandung: über 0 bis 5 %, gelb = über 5 bis 20 %, orange = über 20 bis 40 %, hellrot = über 40 bis 60 %, dunkelrot = über 60 bis 80 %, violett = über 80 bis 90 %, dunkellila = über 90 bis 100 %.

In den ostwestfälischen Orten Rödinghausen und Marienmünster zeigt sich die erwartete Abstufung mit einem relativ hohen Anteil an Kurzvokalbelegen im informellen Tischgespräch (50 bis 60 %), einem mittleren Anteil im Interview (25 bis 35 %) und einem geringeren im Vorlesetest (3 bis 15 %). Auch in Südlohn, Heiden, Everswinkel, Rüthen und Balve sind deutliche Unterschiede zwischen der Vorleseausssprache (0 bis 30 %) und den dialogischen Gesprächssituationen (30 bis 60 %) festzustellen, doch weichen die Werte in Interview und Tischgespräch jeweils nur um maximal sechs Prozentpunkte voneinander ab; in Wettringen verwenden die Gewährspersonen die standardfernere Kurzvokalvariante in allen drei Situationen in mittlerer Häufigkeit (23 bis 39 %). Für diese Variable lässt sich die These, dass die Häufigkeit des Gebrauchs standarddivergenter Varianten mit zunehmender Informalität der Situation zunimmt, nur partiell bestätigen. Das könnte damit zusammenhängen, dass einige Gewährspersonen das Interview nicht als formelle Situation interpretierten und demnach eine ähnliche Sprachlage wählten wie im Tischgespräch. Möglicherweise werden auch einige der kurzvokalischen Realisierungen nicht als standarddivergent betrachtet, da sie im regionalen Hochdeutsch („Gebrauchsstandard“) als unmarkierte Varianten verwendet werden. Um diese Interpretationen zu untermauern, wäre allerdings eine sprecherinnenbezogene Auswertung aller Untersuchungsvariablen und ggf. auch eine Auswertung ihrer metasprachlichen Äußerungen notwendig, was im vorliegenden Kontext nicht geleistet werden kann (zur individuellen Variation vgl. Abschnitt 2.4).

Für die Frage nach der Abgrenzung der westfälischen Regiolekte von denen der Nachbarregionen wie auch für ihre Binnendifferenzierung sind die komplexen Beziehungen zwischen Variantengebrauch und situativen Unterschieden ein methodisches Problem. Offensichtlich kann die areale Reichweite der dargestellten Merkmale sehr unterschiedlich ausfallen, je nachdem, welche Kommunikationssituation man zugrundelegt. Die regiolektalen Außen- und Binnengrenzen, die in Abschnitt 2.2 auf Grundlage der Tischgespräche beschrieben wurden, gelten nicht immer auch für die Sprachlagen der Interviews und der Vorleseausssprache.

2.4. Individuelle Variation

Bei den meisten Variablen, die im NOSA untersucht wurden, zeigen sich zwar erhebliche areale und situative Unterschiede im Gebrauch regiolektaler Formen, doch gibt es meist nur geringe Differenzen im Sprachgebrauch der Gewährspersonen aus demselben Ort (die ja auch in Hinblick auf Geschlecht und Generationszugehörigkeit übereinstimmen). Einige Variablen weisen jedoch auffällig starke interindividuelle Differenzen auf. Hierzu zählt die Verwendung des apikalen *r* (Zungenspitzen-*r*). Von den vier im SiN-Projekt aufgenommenen Gewährspersonen aus dem Ort Wettringen gebrauchen drei im Tischgespräch niemals das apikale *r*. Eine Gewährsperson verwendet diese Variante jedoch zu 91,7 % – sie ist die einzige Person aus dem westfälischen Korpus, die das apikale *r* regelmäßig gebraucht. Interessanterweise ist es aber nicht so, dass die Sprecherin GP1, die das apikale *r* gebraucht, auch bei anderen

Merkmale immer die höchsten Anteile an regiolektalen Formen aufweist. So zeigt sich, dass die Zungen-*r*-Sprecherin aus Wettringen z. B. deutlich weniger standarddivergente Kurzvokale (wie in *widder*, *Spass*, *Omma* usw.) verwendet (18,2 %) als zwei der anderen Gewährspersonen (36,4 % bzw. 27,3 %). Die vierte Gewährsperson aus Wettringen hingegen, die apikales *r* gar nicht und die kurzvokalischen Varianten nur selten gebraucht (9,1 %), hat wiederum einen besonders hohen Anteil an *dat/wat/et* (79,5 %). Diese individuellen Unterschiede belegen, dass die Sprecherinnen ihre Beziehung zur Region nicht über einen generell starken Gebrauch standardferner Merkmale definieren müssen. Vielmehr können sie jeweils unterschiedliche Präferenzen für bestimmte Merkmale haben, die als Marker für die regionale Zugehörigkeit fungieren können. Allerdings beziehen sie sich dabei alle auf ein begrenztes Variantenrepertoire, das in seiner spezifischen Zusammensetzung als westfälischer Regiolekt identifiziert werden kann. Genauere Einblicke in die individuellen Sprachlagenspektren und Variationsprofile der SiN-Probandinnen wird demnächst der Projektband von SCHRÖDER (i. V.) bieten.

2.5. Geschlechtsspezifische Variation

Der NOSA kann aufgrund seines spezifischen Zuschnitts nur über einige Aspekte der arealen, situativen und individuellen Verteilung von Regiolektvarianten Aufschluss geben. Das dem Atlas zugrunde liegende Material bietet jedoch Möglichkeiten, über Sekundäranalysen weitere Erkenntnisse zu gewinnen. Denn die Sprachaufnahmen sind wesentlich reichhaltiger als das, was im Regiolektatlas dokumentiert werden konnte. So enthalten die im SiN-Projekt aufgenommenen Tischgespräche neben den Gesprächsbeiträgen der Frauen, die für den NOSA ausgewertet wurden, auch die Beiträge der anderen an der Konversation beteiligten Personen. Das eröffnet beispielsweise die Möglichkeit, den Sprachgebrauch der weiblichen Gewährspersonen mit dem der Männer zu vergleichen, die z. T. ebenfalls an den Gesprächen teilgenommen haben. Daniela TWILFER (2014) ist diesen Geschlechterunterschieden in einer an der Universität Münster entstandenen Dissertation nachgegangen. Dabei hat sie die gesprochene Sprache von jeweils zwölf weiblichen und männlichen Teilnehmern an häuslichen Tischgesprächen untersucht. Aus Westfalen wurden je zwei Frauen und Männer aus Wettringen und Everswinkel berücksichtigt. Insgesamt zeigte sich die Tendenz, dass Männer auf phonetisch-phonologischer Ebene mehr regiolektale Merkmale gebrauchen als Frauen (vgl. TWILFER 2014, 153 und 166). Tab. 11 bietet eine Übersicht ausgewählter Merkmale.

| | Anteil Reg in % | |
|--|-----------------|------|
| | w | m |
| Münsterland (Wettringen und Everswinkel) Durchschnittswerte über zwei Orte. Formen mit Auslassung des Konsonanten wurden herausgerechnet. Seitenangaben bezogen auf TWILFER (2014) | | |
| <i>Tach</i> ... (g-Spirantisierung im Auslaut, S. 106) | 81,0 | 100 |
| <i>dat / wat / et</i> (S. 78, 83, 87) | 78,0 | 82,2 |

| | | |
|--|------|--------|
| <i>Bad / Tach ...</i> (kurzes [a], S. 142) | 76,7 | 71,3 |
| <i>Fingsten / Appel ...</i> (S. 117) | 40,0 | 66,7 |
| <i>gibbt ...</i> (kurzes [I], S. 144) | 32,1 | 38,9 |
| Apikales <i>r</i> (Tab. 28, S. 112) | 0 | ca. 43 |
| <i>hadde – Degge – Pabbe ...</i> (S. 93, 94, 96) | 5,5 | 32,8 |
| <i>Johr/Jöhr/Jähr ...</i> (S. 124) | 0,9 | 10,6 |
| <i>chanz ...</i> (g-Spirantisierung im Anlaut, S. 104) | 0 | 8,3 |
| <i>Zuch / Russ ...</i> (kurzes [U], S. 146) | 0 | 7,7 |

Tab. 11. Vergleich der prozentualen Anteile regiolektaler Varianten (Reg) bei weiblichen und männlichen Gewährspersonen aus dem Münsterland (Korpus Tischgespräche, nach TWILFER 2014)

Bei neun der zehn angeführten Merkmale oder Merkmalskomplexe gebrauchen die beiden westfälischen Sprecherinnen weniger Regiolektmerkmale als ihre männlichen Gesprächspartner. Ob sich dieser Trend auch mit einem größeren Korpus westfälischer Tischgespräche bestätigen ließe, wäre zu prüfen. Insgesamt zeigt sich trotz dieser geschlechtsspezifischen Differenzen jedoch eine große Übereinstimmung in der Präferenz bestimmter Varianten, so dass auch auf Grundlage eines gemischten Korpus eine recht eindeutige Charakterisierung und Abgrenzung des münsterländischen Regiolekts möglich wäre.

2.6. Funktionalisierung von Sprachvarianten im Gespräch

Eine weitere Frage, die sich mit dem SiN-Material ebenfalls genauer untersuchen lässt, ist die nach der Funktion der Regiolektmerkmale. Wenn sprachliche Westfalismen gebraucht werden, wann und zu welchem Zweck werden sie in Gesprächen eingesetzt? Auch unter diesem Aspekt ist das SiN-Korpus bereits ansatzweise ausgewertet worden. Für Westfalen hat Jens LANWER (2015) erste Ergebnisse vorgelegt. LANWER untersuchte den Gebrauch regiolektaler Merkmale in zwei Gesprächen, die in dem Ort Heiden (Westmünsterland) aufgenommen wurden. An den Gesprächen nahmen jeweils fünf Personen teil (vgl. LANWER 2015, 231), die sich auf drei Generationen verteilten:

- Ältere Generation (Jg. 1930–1949): zwei Frauen
- Mittlere Generation (Jg. 1950–69): drei Frauen, zwei Männer
- Jüngere Generation (Jg. 1970 oder später): drei Frauen

In seiner Untersuchung führt LANWER einerseits eine Variablenanalyse des westmünsterländischen Regiolekts durch (S. 231–249), andererseits gesprächsanalytische Untersuchungen zu fünf ausgewählten Gesprächssequenzen (S. 249–271). Im Detail kann er dabei diverse Wechsel von einer regiolektalen Sprachlage in eine standardnähere Lage nachweisen, durch die bestimmte kommunikative Handlungen besonders hervorgehoben werden. So kann z. B. der Wechsel von *dat, wat* zu *das, was* ein vorge-

brachtes Argument stützen, das dem jeweiligen Sprecher besonders wichtig erscheint (vgl. z. B. LANWER 2015, 260–265).

3. „Was wir wissen möchten“

Die bisher benannten Phänomene westfälischer Regiolekte konnten mithilfe des SiN-Korpus zumindest ansatzweise untersucht werden. Einiges von dem, was wir wissen möchten, lässt sich anhand dieser Materialien allerdings prinzipiell nicht klären. Auf zwei Fragen möchte ich im zweiten Teil meines Beitrags kurz eingehen.

3.1. *Soziale Unterschiede im Regiolektgebrauch*

Die erste Frage ist eine klassisch soziolinguistische: Gibt es soziale bzw. gruppenspezifische Unterschiede im Regiolektgebrauch? Das SiN-Korpus lässt darauf keine Rückschlüsse zu, da das Korpus in Hinblick auf den sozialen Status und Bildungsgrad der ausgewählten Gewährspersonen tendenziell homogen gehalten wurde. Ein systematischer Vergleich westfälischer SprecherInnen aus unterschiedlichen sozialen Milieus ist bislang noch nicht durchgeführt worden. Dass der Gebrauch regiolektaler Merkmale auch dazu dienen kann, die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe zu markieren, ist jedoch naheliegend. So hat Beate SCHOLTEN in einer 1988 publizierten Studie für das westliche Ruhrgebiet gezeigt, dass sich jugendliche RealschülerInnen einzelne Regiolektmerkmale aneigneten, um ihr Ansehen und Standing in der Klasse zu erhöhen. Die Aneignung des Regiolekts geschah dabei wohl weniger im Unterricht als im Kontakt mit der Peergroup auf dem Schulhof. Ob solche Prozesse auch für andere soziale Gruppen in ähnlicher Weise gelten, ob die regiolektalen Merkmale heute überhaupt noch eine solche Funktion einnehmen und ob man dabei noch auf dieselben Regiolektmarker zurückgreift, wurde noch nicht untersucht. Möglicherweise werden heute die Funktionen der Gruppenidentifikation und externen Abgrenzung auch nicht mehr durch die klassischen Regiolektmerkmale, sondern eher durch ethnolektale Sprachmerkmale erfüllt, die aus dem Türkischen oder Arabischen übernommen wurden. Und schließlich wissen wir auch noch zu wenig darüber, wie sich der starke Ausbau der schriftlichen Alltagskommunikation in den sozialen Medien oder in Messengerdiensten auf den Gebrauch des Regiolekts auswirkt – werden typische Westfälismen auch noch verwendet, wenn man seinen Freunden eine WhatsApp schreibt oder twittert, so wie man in verschiedenen Regionen hierfür auf die Dialekte zurückgreift (vgl. z. B. für die Schweiz: FELDER 2015, für das Emsland: WEBER/SCHÜRMMANN 2018)? Eine zukünftige Regiolektologie wird solche Fragen wohl stärker in den Blick nehmen müssen als bisher.

3.2. Entwicklung der westfälischen Regiolekte

Damit ist bereits die zweite Frage berührt, auf die abschließend kurz eingegangen werden soll: Wie verhält es sich mit der Entwicklungsdynamik des westfälischen Regiolekts? Lassen sich über diachrone Studien Hypothesen über seine zukünftige Entwicklung generieren? Um dies zu prüfen, wurden die wenigen vorliegenden Untersuchungen ausgewertet, die den Stand des westfälischen Regiolekts zu verschiedenen Zeitpunkten (ansatzweise) dokumentieren. Bei aller Beschränktheit und Problematik der Quellenlage wird deutlich, dass der Regiolektwandel bisher im Wesentlichen eine Geschichte des Abbaus traditioneller Formen gewesen ist.

(1) Als Erstes verschwanden einige recht auffällige Merkmale, die aus den niederdeutschen Basisdialekten übernommen worden waren. Darauf deuten entsprechende Schreibungen in westfälischen Auswandererbriefen aus dem 19. Jahrhundert hin, die Stephan ELSPAß und Markus DENKLER (2003) analysiert haben. Die 36 dort herangezogenen Briefe weisen eine Reihe von Merkmalen auf, die in den heutigen westfälischen Regiolekten nicht mehr nachweisbar sind, so z. B.

- erhaltene Monophthonge \bar{i} und \bar{u} wie in *begrifen* ‘begreifen’, *sied* ‘seit’, *Frund* ‘Freund’,
- unverschobenes p und t wie in *Perde* ‘Pferde’, *dag* ‘Tag’,
- s statt z ([ts]) wie in *siemlich* ‘ziemlich’, *holß* ‘Holz’, *Seilen* ‘Zeilen’,
- Partizip II ohne *ge*-Präfix wie in *wesen* ‘gewesen’, *Heirathet* ‘geheiratet’,
- verbaler Einheitsplural auf *-t*, z. B. *das wir nicht eher geschrieben habt* (vgl. ELSPAß / DENKLER 2003, 142–146)

(2) Der Stand des westfälischen Regiolekts um 1900 kommt u. a. in der Figurenrede von Hochdeutschsprechern in niederdeutschen Romanen zum Ausdruck, wie Ludger KREMER (1988) am Beispiel von Wibbelts „Schulte Witte“ gezeigt hat. Die Figur des Theodor Witte gebraucht einige Merkmale, die heute ebenfalls kaum noch zum Bestand westfälischer Regiolektsprecher gehören dürften:

- *for* statt *für*, *davor* statt *dafür*,
- Kurzvokal in *Hoff* ‘Hof’,
- Partikel *man* ‘nur’,
- unflektierte Adjektivattribute: *das recht Wort*, *en vernünftig Wort* (Beispiele aus den bei WILCKEN 2015, 414 abgedruckten Textauszügen).

(3) Einige weitere, heute verklungene Regiolektmerkmale lassen sich dem oben (Abschnitt 2.1) bereits erwähnten Merkmalskatalog entnehmen, den Karl Wagenfeld in den 1920er Jahren für Münster erstellt hat („Münstersches Hochdeutsch“):

- Assimilation von *ld* zu [l]: *Schiller* ‘Schilder’,
- *e*-Epenthese bei dem Wort ‘ich’ (*iche*),
- [s] vor *t* und *p*: *s-pielen*, *s-tehen*,
- [s] vor *l*, *m*, *n*, *w*: *Slaf*, *smecken*, *sneiden*, *swimmen*,

- standarddeutsch [ʃ] im intervokalischen Inlaut als [sx] oder [sk]: *wis-chen* oder *wis-ken* ‘wischen’ (WAGENFELD 1992, 56–76, zit. n. ELMENTALER / ROSENBERG 2015a, 35f.).

(4) Bei Dortmunder Bergleuten, die ungefähr zur Zeit von Wagenfelds Beschreibung aufgewachsen waren, finden wir in Aufnahmen aus den 1980er Jahren schließlich noch regiolektale Merkmale (nach PITTNER 2018), von denen einige in der jüngeren Generation heute wohl nur noch selten gebraucht werden:

- *nach* statt *zu*: *nach meinem Friseur, nach Opel hin,*
- *tun*-Periphrase: *Er tut Fernsehen gucken,*
- Kasusabweichungen (vgl. auch MENGE 2000, 346f.): *jeder ging am Schalter, bringt mich en Stück Seife,*
- Akkusativ statt Nominativ beim Prädikatsnomen: *Dat war 'n lustigen Kerl,*
- possessiver Dativ oder Akkusativ: *dem seine Arbeit, den sein Vater,*
- Plural-*s*: *die Hämmer, die Schlossers, die Krümels* (vgl. PITTNER 2018, 20–27).

Die Beobachtung, dass die Regiolekte immer merkmalsärmer werden, ist auch für andere Regionen des deutschsprachigen Raumes getroffen worden. Man kann von einem Prozess der „Entregionalisierung“ sprechen. Es stellt sich allerdings die Frage, ob man den Wandel einer Sprachvarietät angemessen erfasst, wenn man ausschließlich danach fragt, was in ihr – im Vergleich zu älteren Sprachzuständen – verloren geht. Die Regiolektforschung folgt hier einem Abbaumodell, das letztlich ähnlich defizitär erscheint wie das zu recht kritisierte Modell des Sprachverfalls für das Standarddeutsche, nur dass hier nicht der vermeintliche Verlust korrekter Sprachformen konstatiert wird, sondern der Verlust regionaler Spuren. Vielleicht wäre es jetzt angezeigt, den Blick stärker auf das zu richten, was neu entsteht: Wenn sich die Regiolekte weiterentwickeln, was entwickelt sich an neuen Strukturmustern und Formen? Diese Frage wird bisher weniger von der Regiolektforschung als von Vertretern der Grammatikalisierungsforschung und der Interaktionalen Grammatikforschung gestellt, hier allerdings meist ohne Bezugnahme auf regionale Unterschiede. Ist es tatsächlich so, dass die Entwicklung von Regiolekten ausschließlich in der Ersetzung dialektaler oder regionaler Varianten durch Merkmale einer überregionalen Standardsprache besteht, oder gibt es auch Neuerungen auf regionaler Ebene, die sich unabhängig davon vollziehen? Wenn Grammatik im Gebrauch, in der mündlichen Interaktion entsteht – und mündliche Kommunikation vollzieht sich ja nach wie vor größtenteils in kleineren Sprechergemeinschaften – dann sind regionale Eigenentwicklungen eigentlich naheliegend. Hier bieten sich Ansätze für eine neu justierte Regiolektologie, die sich von der immer noch gegebenen Fixierung auf die traditionellen Mundarten löst und die Eigendynamik der Regiolekte stärker in den Blick nimmt (vgl. ELMENTALER i. Dr.).

4. Fazit

Wie ist nun, auf der Grundlage der Analyse des Sprachgebrauchs westfälischer SprecherInnen aus dem SiN-Projekt, die von KREMER / VAN CAENEGHEM (2007, 9) gestellte Frage zu beantworten, „ob man zu Recht von der westfälischen, oder gar (west)münsterländischen Umgangssprache sprechen darf, d. h. ob sie ein klar beschreibbares eigenes System darstellt, oder ob es sich bei ihr lediglich um ein jeweils persönliches stilistisches Register des Standarddeutschen handelt“? Die variationslinguistischen Untersuchungen haben (1) gezeigt, dass die westfälischen Regiolekte eine spezifische Merkmalskonfiguration aufweisen, die durchaus noch eine Abgrenzung von den umliegenden Regiolekten erlauben. Insofern darf man wohl zu Recht von einer „westfälischen Umgangssprache“ sprechen. Zudem lässt sich (2) ansatzweise eine Binnendifferenzierung erkennen, so dass man tendenziell auch eine „(west)münsterländische Umgangssprache“ (ebenso wie einen süd- bzw. ostwestfälischen Regiolekt) ausdifferenzieren kann. Wie stark die Verbindungen zu den alten dialektalen Teilregionen tatsächlich sind, wäre durch genauere Untersuchungen mit einem dichteren Ortsnetz zu erforschen. Auch die Frage, ob es (3) eine Stadt-Land-Differenz gibt, z. B. zwischen dem Regiolekt des östlichen Ruhrgebiets und dem der südwestfälischen Kleinstädte und Dörfer, ist derzeit in Ermangelung geeigneter Vergleichsdaten nicht klar zu entscheiden.

In Bezug auf andere variationsauslösende Parameter hat sich (4) teilweise die These erhärten lassen, dass regiolektale Merkmale mit zunehmendem Formalitätsgrad der Situation abnehmen, wobei sich jedoch große Unterschiede zwischen den einzelnen Variablen feststellen ließen. Auch gibt es (5) interindividuelle und (6) geschlechtsspezifische Differenzen im Regiolektgebrauch. Sie sind aber im Wesentlichen quantitativer Natur, d. h. sie beruhen auf einer unterschiedlich häufigen Nutzung von Merkmalen, die aus einem begrenzten Vorrat regionaler Varianten genommen werden. Aufgrund dieser Rückbindung an die Region stellt die interindividuelle (und geschlechtsspezifische) Variation die Existenz westfälischer Regiolekte nicht in Frage. Solange diese regionale Sprachfärbung existiert, handelt es sich also nicht einfach um „ein jeweils persönliches stilistisches Register des Standarddeutschen“, sondern um individuelle Ausformungen regiolektalen Sprechens. Ob dieser Zustand langfristig bestehen bleibt, ist allerdings aufgrund der nicht zu übersehenden Entregionalisierungsprozesse eine berechtigte Frage. Hierfür sind weitere Studien notwendig, die auch die Möglichkeit der Herausbildung regiolektaler Neuerungen mit einbeziehen.

5. Literatur

Bibliographie westfälischer Dialektwörterbücher (2015). Hg. von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens. URL: www.lwl.org/komuna/pdf/Dialektwoerterbuecher_November2015.pdf (letzter Zugriff: 30.08.2019).

- BRANDES, Ludwig (2013): *Die Mundarten des Raumes Breckerfeld – Hagen – Iserlohn: Ein Beitrag zur südwestfälischen Dialektgeographie*. Köln u. a. (Niederdeutsche Studien, Bd. 56).
- DENKLER, Markus (2017): *Das münsterländische Platt*. Münster.
- EGGERT, Bernhard (2015 [1921]): *Dialektgeographie der Beckumer Berge und der Soester Börde*. Hg. von Markus DENKLER. Bielefeld (Diss. Univ. Münster 1921).
- ELMENTALER, Michael (i. Dr.): *Neue Wege der Regiolektforschung*. In: Helen CHRISTEN u. a. (Hgg.): *Regiolekt – der neue Dialekt?* Akten des 6. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Marburg. Stuttgart.
- ELMENTALER, Michael / Joachim GESSINGER / Jens LANWER / Peter ROSENBERG / Ingrid SCHRÖDER / Jan WIRRER (2015): *Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)*. In: Roland KEHREIN u. a. (Hgg.): *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven*. Berlin Boston, S. 397–424.
- ELMENTALER, Michael / Peter ROSENBERG (2015a): *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA)*. Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen. Unter Mitarbeit von Liv ANDRESEN, Klaas-Hinrich EHLERS, Kristin EICHHORN, Robert LANGHANKE, Hannah REUTER, Claudia SCHARIOTH und Viola WILCKEN. Hildesheim u. a.
- ELMENTALER, Michael / Peter ROSENBERG (2015b): *Regionalsprachlichkeit und Sprachvariation*. In: Michael ELMENTALER u. a. (Hgg.): *Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder*. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Kiel. Stuttgart, S. 435–451.
- ELSPASS, Stephan (2016): *Typisch und nicht so typisch Westfälisches in der nicht-dialektalen Alltagssprache*. In: Helmut SPIEKERMANN u. a. (Hgg.): *Niederdeutsch: Grenzen, Strukturen, Variation*. Köln u. a. (Niederdeutsche Studien, Bd. 58), S. 359–382.
- ELSPASS, Stephan / Markus DENKLER (2003): *Regionale Umgangssprache in Briefen westfälischer Amerikaauswanderer*. In: *NdW* 43, S. 131–164.
- FELDER, Samuel (2015): *Korpusgestützte Analyse der Verschriftung des Schweizerdeutschen in SMS*. In: *Networx* 70. URL: www.mediensprache.net/networx/networx-70.pdf (letzter Zugriff: 30.08.2019).
- HARTMANN, Dietrich (2014): *Kaffeeprütt, Kohle machen, Revier, schattig & Co. Lexikalische Differenzen zwischen Regionalsprache (Ruhrgebiet) und Standard und ihre Systematik*. In: *NdW* 54, S. 299–314.
- HARTMANN, Dietrich (2018): *„Wörter und Redensarten [...], die ganz typisch sind für Dortmund“: Lexische Variation im Ruhrgebiet aus sprachgeographischer und lexikologischer Sicht*. In: Markus DENKLER u. a. (Hgg.): *Dortmund – Sprachliche Vielfalt in der Stadt*. Köln u. a. (Niederdeutsche Studien, Bd. 59), S. 55–78.
- HERDEMANN, Ferdinand (2006 [1921]): *Versuch einer Lautlehre der westmünsterländischen Mundart*. Nach der handschriftlichen Fassung von 1921 unter Mitarbeit von Erhard MIETZNER hg. von Ludger KREMER und Timothy SODMANN. Vreden.

- HESSLER, Steffen / Daniel POTTMANN (2017): *Merkmale der gesprochenen Sprache des mittleren und östlichen Ruhrgebiets*. In: *Sprache & Sprachen* 47, S. 1–18.
- Interaktiver Sprachatlas des westfälischen Platt (ISA)*. Hg. von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens. URL: www.lwl.org/isa (letzter Zugriff: 30.08.2019).
- KALLENBORN, Tim (2019): *Regionalsprachliche Syntax. Horizontal-vertikale Variation im Moselfränkischen*. Stuttgart.
- KEHREIN, Roland (2012): *Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale*. Stuttgart.
- KLEINER, Stefan (2011ff.): *Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards (AADG)*. Unter Mitarbeit von Ralf KNÖBL. URL: prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/ (letzter Zugriff: 30.08.2019).
- KLEINER, Stefan / Ralf KNÖBL (Bearb.) (2015): *Duden. Das Aussprachewörterbuch*. 7., komplett überarb. u. aktual. Aufl. Berlin.
- Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (Hg.) (1969ff.): *Westfälisches Wörterbuch*. Neumünster (abgeschlossen: Bd. 1–4: *A–Sk*).
- KREMER, Ludger (1988): „... mit deinem entsetzlichen Platt!“ *Sprachsoziologische Beobachtungen bei Augustin Wibbelt*. In: *Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft* 4, S. 44–54.
- KREMER, Ludger (2000): *Westfälische Sprachgeschichte von 1850 bis zur Gegenwart*. In: Jürgen MACHA u. a. (Hgg.): *Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte*. Köln u. a. (Niederdeutsche Studien, Bd. 46), S. 315–335.
- KREMER, Ludger (2018): *Das westmünsterländische Sandplatt*. Münster.
- KREMER, Ludger / Veerle VAN CAENEGHEM (2007): *Dialektschwund im Westmünsterland. Zum Verlauf des niederdeutsch-hochdeutschen Sprachwechsels im 20. Jahrhundert*. Vreden.
- KREYMANN, Martin (1994): *Aktueller Sprachwandel im Rheinland. Empirische Studie im Rahmen des Erp-Projektes*. Köln u. a.
- LAMELI, Alfred (2004): *Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt*. Stuttgart.
- LANWER, Jens Philipp (2015): *Regionale Alltagssprache. Theorie, Methodologie und Empirie einer gebrauchsbasierten Areallinguistik*. Berlin Boston.
- LAUF, Raphaela (1996): ‚Regional markiert‘: *Großräumliche Umgangssprache(n) im niederdeutschen Raum*. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 119, S. 193–218.
- LENZ, Alexandra N. (2003): *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel)*. Stuttgart.
- MENGE, Heinz H. (1997): *Noch einmal von vorn? Zur Systematisierung der sprachlichen Variation im Ruhrgebiet*. In: Konrad EHLICH u. a. (Hgg.): *Sprache und Literatur an der Ruhr*. 2., erw. und überarb. Aufl. Essen, S. 39–55.
- MENGE, Heinz H. (2000): *Sprachgeschichte des Ruhrgebiets*. In: Jürgen MACHA u. a. (Hgg.): *Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte*. Köln u. a. (Niederdeutsche Studien, Bd. 46), S. 337–347.

- MIHM, Arend (1997): *Die Realität des Ruhrdeutschen – soziale Funktion und sozialer Ort einer Gebietsprache*. In: Konrad EHLICH u. a. (Hgg.): *Sprache und Literatur an der Ruhr*. 2., erw. und überarb. Aufl. Essen, S. 19–38.
- NIEBAUM, Hermann (1977): *Westfälisch*. Düsseldorf (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht, Heft 5).
- PITTNER, Karin (2018): *Ruhrdeutsch zwischen Dialekt und Standardsprache. Eine Untersuchung anhand von Interviews mit Dortmunder Bergleuten*. In: Markus DENKLER u. a. (Hgg.): *Dortmund – Sprachliche Vielfalt in der Stadt*. Wien u. a. (Niederdeutsche Studien, Bd. 59), S. 17–39.
- SALEWSKI, Kerstin (1998): *Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet*. Stuttgart.
- SCHARIOTH, Claudia (2015): *Regionales Sprechen und Identität. Eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern*. Hildesheim u. a.
- SCHIERING, René (2002): *Klitisierung von Pronomina und Artikelformen. Eine empirische Untersuchung am Beispiel des Ruhrdeutschen*. Köln.
- SCHOLTEN, Beate (1988): *Standard und städtischer Substandard bei Heranwachsenden im Ruhrgebiet*. Tübingen.
- SCHRÖDER, Ingrid (i. V.): *Individuelle Aspekte der sprachlichen Variation*. Unter Mitarbeit von Katharina DRESSSEN, Yvonne HETTLER, Carolin JÜRGENS und Timm LEHMBERG. Hildesheim u. a.
- SPIEKERMANN, Helmut (2008): *Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards*. Tübingen.
- SPIEKERMANN, Helmut / Doris TOPHINKE / Petra M. VOGEL / Claudia WICH-REIF (2017): *Dialektatlas Mittleres Westdeutschland (DMW) – Dialect Atlas of Middle West Germany (DMW)*. Forschungsnotiz. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 45, S. 419–421.
- TWILFER, Daniela (2014): *Sprachvariation bei Frauen und Männern. Empirische Untersuchungen zur geschlechtspräferierten Lautlichkeit in Norddeutschland*. Münster.
- VORBERGER, Lars (2019): *Regionalsprache in Hessen. Eine Untersuchung zu Sprachvariation und Sprachwandel im mittleren und südlichen Hessen*. Stuttgart.
- WAGENFELD, Karl (1992): *Münstersches Hochdeutsch*. In: Ders.: *Sipp, sapp, Sunne. Namens un Lühh*. Volkskundliches aus seinen Schriften mit Bräuchen, Tänzen, Liedern zu Bauernhochzeit und Schützenfest. Hg. von Hannes DEMMING. Münster, S. 56–76.
- WEBER, Kathrin / Timo SCHÜRSMANN (2018): *Verschriftung und Normierung – niederdeutsche WhatsApp-Kommunikation innerhalb einer geschlossenen SchreiberInnengruppe*. In: *Networx* 82. URL: www.mediensprache.net/networx/networx-82.pdf (letzter Zugriff: 30.08.2019).
- WILCKEN, Viola (2015): *Historische Umgangssprachen zwischen Sprachwirklichkeit und literarischer Gestaltung. Formen, Funktionen und Entwicklungslinien des „Missingsch“*. Hildesheim u. a.

Alignmentmarker in norddeutscher Alltagssprache (AINA)

1. Einleitung

„Was ist denn Dialekt anderes als eben die Sprache des Alltags?“, fragt HAAS (2011, 17) in einem durchaus polemischen Aufsatz zur Rolle der Dialektologie in der Linguistik und stellt fest, dass die Dialektologie über die Sprache des Alltags eher wenig zu berichten wisse. Es sei nahezu „grotesk“ – so HAAS (2011, 18) – „wie wenig wir über die Formen des Deutschen wissen, die von der überwiegenden Mehrheit der Deutschsprachigen im Alltag tatsächlich gesprochen werden“. Dieser Befund spitzt sich noch einmal zu, wenn man eine Eingrenzung des Begriffs *Alltagssprache* auf die Sprache der Interaktion vornimmt, wie es AUER (1990) vorschlägt (vgl. auch LANWER 2015). Die Dialektologie interessiert sich traditionell für Sprache im Raum, aber paradoxer Weise nicht für die zwischenmenschlichen Interaktionen, in denen sprachräumliche Variation ihren Ursprung zu haben scheint (vgl. LANWER i. V.). Obwohl es – wie es bei HAAS (2011, 11) an anderer Stelle heißt – die Dialektologie war, „die zum ersten Mal empirische Methoden benutzte, um die sprachliche Alltagsrealität der Sprecher ins Bewusstsein der Wissenschaft zu heben“, ist diese Alltagsrealität selbst nie zu einem zentralen Gegenstand der dialektologischen Forschung geworden. Ganz im Gegenteil habe man zum Zweck des diatopischen Vergleichs dem Gegenstand „mit Hilfe einer ausgetüftelten Methodik“ (HAAS 2011, 17) den Alltag ausgetrieben. Der Dialekt ist daher auch heute noch häufig die Varietät des Fragebuchs, dies aber u. a. auch deswegen, weil der Dialekt in vielen Regionen eben nicht mehr oder nur noch bedingt Bestandteil der Alltagssprache ist.

Erst die pragmatische Wende und die damit verbundene Begründung einer kommunikativen Dialektologie führt überhaupt zu einer Entdeckung sprachlicher Interaktionen als beachtenswertem Analysegegenstand. Besonders Strukturen im Bereich des Regiolekts werden seither auf der Grundlage spontansprachlicher Daten empirisch erschlossen. Allerdings nutzen auch Arbeiten, die ihre Analysen auf Gesprächsdaten stützen, diese häufig lediglich als Datenquelle. Nur selten werden Aspekte der Interaktionskonstitution systematisch in die Analyse sprachlicher Strukturen mit einbezogen. So wird in der Regel nicht in Rechnung gestellt, dass sprachliche Äußerungen „nur der ‚Gast‘ (Sacks) in einem Redezug“ (BERGMANN 1981, 33) und damit Teil einer sequenziell eingebundenen sozialen Handlung sind. In der gegenwärtigen Linguistik besteht jedoch weitestgehend Einigkeit darüber, dass interaktionale Sprache als ein spezifischer Forschungsgegenstand gelten kann, dessen Analyse die Berücksichtigung vor allem der Sequenzialität sozialen Handelns erfordert (vgl. u. a. IMO 2013).

Die Hinwendung zur Alltagssprache, verstanden als Sprache der Interaktion, bringt also zwangsläufig neue Anforderungen mit sich, an die der dialektologische Methodenapparat anzupassen ist (vgl. bereits LANWER 2015). Zugleich eröffnet sich aber ein Zugriff auf neue Gegenstandsbereiche. Der Erschließung eines solchen Gegenstandsbereichs widmet sich das Projekt Alignmentmarker in norddeutscher Alltagssprache (AINA), das im Weiteren vorgestellt werden soll.

Im Fokus des Projekts stehen regionale Unterschiede im Gebrauch einer Subklasse von Diskursmarkern, die hier als Alignmentmarker bezeichnet werden. Form und Funktion solcher Einheiten lassen sich – wie gezeigt werden soll – nur am Ort des Geschehens, also in sprachlichen Interaktionen untersuchen. Die areal vergleichende Untersuchung entsprechender Einheiten unter interaktionalen Gesichtspunkten stellt mit Blick auf die norddeutsche Sprachsituation einerseits ein Desiderat dar und erscheint andererseits vielversprechend hinsichtlich der Beschreibung niederdeutscher Substratspuren in der hiesigen, nicht-dialektalen Alltagssprache: Wenn das Hochdeutsche – wie häufig angenommen – vor allem über die Schrift den Norden erobert hat, ist davon auszugehen, dass mit Blick auf die Sprache der Interaktion die niederdeutschen Dialekte nicht einfach vom Hochdeutschen abgelöst worden sind. Zum einen scheint eine interferenzfreie Übernahme des Hochdeutschen als primäre Varietät der spontansprachlichen Interaktion sprachkognitiv eher unwahrscheinlich. Darauf deuten auch die zahlreichen phonologischen Substratspuren in den modernen norddeutschen Regiolekten hin (vgl. hierzu u. a. ELEMENTALER / ROSENBERG 2015 sowie ELEMENTALER i. d. B.). Zum anderen kann eine geschriebene Varietät nebst dazugehöriger Ausspracheregulation mit ihrem strukturellen Inventar wohl grundsätzlich nicht den Anforderungen an ein gesprochenes Kommunikationssystem zur verbalen Interaktion genügen. Besonders im Bereich der Prosodie (vgl. PETERS 2010), aber bspw. auch im Bereich von Diskursmarkern, wie sie im Fokus des AINA-Projektes stehen, ist daher generell mit dialektalem Substrat zu rechnen. Das Forschungsvorhaben verspricht daher, bisher weitestgehend unbeachtete Unterschiede im regiolektalen Sprachgebrauch im norddeutschen Raum aufzudecken, die sehr wahrscheinlich auf dialektales, d. h. auf niederdeutsches Substrat verweisen.

2. Zum Gegenstandsbereich: Alignmentmarker

Diskursmarker können in Anlehnung an AUER / GÜNTNER (2005) aufgefasst werden als kleine, häufig prosodisch eigenständige sprachliche Einheiten, die an der Äußerungsperipherie auftreten, die interaktive Herstellung von sozialem Sinn organisieren und in der Regel eine Art sequenzielles Verlaufsprofil markieren. Im Fokus des AINA-Projektes steht sprachräumliche Variation einer Subklasse von Diskursmarkern, die in der Literatur als Frageanhängsel, *question tags*, Rückversicherungssignale, Vergewisserungssignale o. ä. bezeichnet werden (vgl. KÖNIG 2017). Untersucht werden soll der Gebrauch sowohl von komplexeren Einheiten wie z. B. *weeßte*, als auch von nicht weiter dekomponierbaren Einheiten wie *nich*, *ne*, *oder* usw. Die folgenden Ausführungen

rungen konzentrieren sich auf den (vorwiegend) äußerungsfinalen Gebrauch der nicht-dekomponierbaren Einheiten *ne*, *wa* und *oder*, um Zuschnitt und Erkenntnisinteresse des Projekts zu skizzieren. Alle drei genannten Marker kommen in Gesprächen aus dem norddeutschen Raum vor. Die verschiedenen Marker treten in unterschiedlichen Regionen aber mit variierender Häufigkeit auf, sind dabei nicht immer als Synonyma aufzufassen (vgl. HARREN 2001, 103–107) und weisen vermutlich regionalspezifische Funktionsprofile auf, die sich allein unter Einbeziehung sequenzieller und prosodischer Aspekte adäquat erfassen und vergleichen lassen. Die Marker decken zudem in Gesprächen aus dem norddeutschen Raum ein funktionales Spektrum ab, das sich mit Begriffen wie *question tag*, *Rückversicherungssignal* o. ä. terminologisch nicht sinnvoll fassen lässt. Was alle Verwendungen gemeinsam haben – und darauf deuten auch die Befunde in der verfügbaren Forschungsliteratur hin (s. Abschnitt 2.2) – ist, dass der Gebrauch entsprechender Marker stets in irgendeiner Weise einen intersubjektiven Abgleich kognitiver Modelle relevant setzt. Ein solcher intersubjektiver Abgleich kann auch als *alignment* bezeichnet werden, weshalb hier der Term *Alignmentmarker* als Sammelbegriff vorgeschlagen wird (s. ausführlicher Abschnitt 4.1).

2.1. Areale Variation

Hinweise darauf, dass in Bezug auf den Gebrauch von Alignmentmarkern mit arealer Variation zu rechnen ist, finden sich in der Literatur verschiedentlich. Zumeist geht es dabei aber um den Unterschied zwischen Nord- und Südvarianten oder um regionale Sonderformen, die sich von einer (vermeintlich) überregionalen Standardform unterscheiden. So wird bspw. in der Duden-Grammatik *ne* als standardsprachliche Rückversicherungspartikel ausgewiesen, mit den regionalen Varianten *wa* (Norddeutschland), *gell* (Süddeutschland) und *oder* (Schweiz; vgl. NÜBLING 2009, 595). Auch in der IDS-Grammatik wird *ne* als überregionale (allerdings umgangssprachliche) Variante geführt und mit süddeutschem *gell* kontrastiert (vgl. ZIFONUN et al. 1997, 384f.). Ähnlich geht auch SCHWITALLA (2002, 265) in Bezug auf die von ihm als Rückversicherungssignale klassifizierten Marker von „großregionale[r] Varianz“ aus. Als regionale Varianten werden bei SCHWITALLA die gleichen Formen wie im Duden genannt, mit dem Unterschied, dass neben *gell* noch Varianten wie *gellelse* und *göi* aufgeführt werden und die Variante *wa* als berlinische Form deklariert wird. *Ne* wird bei SCHWITALLA ebenfalls nicht als regional ausgewiesen. Auch IMO (2011, 128) geht davon aus, dass viele Vergewisserungssignale „im Deutschen mit regionalem Sprachgebrauch konnotiert“ sind. Eine solche Konnotation sieht IMO bspw. in Bezug auf die Marker *gell* (süddeutsch) und *woll* (westfälisch) gegeben. Marker wie *nicht*, *nicht wahr*, *verstehst du* oder *ne* seien hingegen „in ganz Deutschland verbreitet [...]“.

WEBER (1987, 397) kategorisiert in den 1980ern *ne* hingegen noch als eine im „norddeutschen Raum übliche Dialektverwendung [...]“. Ein Blick in die von WEBER untersuchten Transkripte zeigt allerdings, dass mit *Dialekt* wahrscheinlich eher der regiolektale Bereich gemeint ist. Ein weiterer Hinweis darauf, dass der Gebrauch

von *ne* vermutlich ein (zumindest ehemals) regionales Phänomen ist, findet sich bei dem Sprachkritiker Engel, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Folgendes zu berichten weiß:¹

Zu wahrer Krankheit ausgeartet ist die Neigung, besonders beim weiblichen Geschlecht, an jede Antwort ein „nicht?“ – meist in der Form „nich?“ anzuhängen. [...] Kenner behaupten, die Krankheit habe sich von Hamburg aus über Deutschland, besonders Nord- und Mitteldeutschland, verbreitet. (ENGEL 1922, 16)

In der zitierten Passage bezieht sich Engel zwar auf den Gebrauch von *nich* als Anhängsel. Es ist jedoch davon auszugehen, dass der Marker *ne* in einem Prozess der Pragmatikalisierung und damit verbundener lautlicher Erosion aus *nich* entstanden ist (vgl. u. a. AUER / GÜNTNER 2005, 348). Da Engel die mutmaßlich neu aufkommende Verwendung von *nich* beschreibt, scheint es durchaus erwartbar, dass die lautlich reduzierte Form *ne* gegenwartssprachlich vor allem in den von Engel benannten Arealen, also in Nord- und Mitteldeutschland vorkommt. Die Ergebnisse einer Befragung des Atlas der deutschen Alltagssprache (AdA) deuten genau darauf hin: Die zwei AdA-Karten in Abbildung 1² zeigen, dass *ne* (pink) eine nord- und mitteldeutsche Variante zu sein scheint. Ganz vereinzelt finden sich in den betreffenden Arealen auch Meldungen für *nich(t)*. Abgesehen von einzelnen Ausläufern werden in den Antworten der befragten Informanten aus dem Süden Varianten wie *gell* oder *gelle* (grün) bevorzugt. Der Marker *oder* (blau) scheint hingegen im gesamten Sprachraum vorzukommen – allerdings mit tendenziell unterschiedlicher funktionaler Bandbreite. Im Süden geben die befragten Informanten *oder* vorwiegend als Fortsetzung des wissensbezogenen Beispielsatzes *Er wohnt noch bei seiner Tante, ...?* an. Im Norden wird *oder* hingegen häufig auch als Möglichkeit zur Komplettierung der bewertenden Äußerung *Das ist ein herrliches Wetter heute, ...?* genannt. In Bezug auf die verschiedenen Beispielsätze zeigt sich außerdem eine auffällige Binnengliederung des norddeutschen Raumes: So lässt sich beobachten, dass von Informanten aus dem Nordwesten an die evaluative Äußerung (*Das ist ein herrliches Wetter heute, ...?*) vorwiegend ein *ne* angehängt und die wissensbezogene Äußerung (*Er wohnt noch bei seiner Tante, ...?*) eher mit *oder* erweitert wird. Der Marker *wa* (orange) wird hingegen vorwiegend von Informanten aus dem Nordosten genannt, kommt hier potenziell in beiden Kontexten vor, wird aber in Bezug auf die evaluative Äußerung tendenziell häufiger genannt. Im Nordwesten finden sich hingegen nur für die wissensbezogene Äußerung zwei Einzelbelege für *wa*; einer davon am Nordniederrhein.

1 Für den Hinweis auf diese Textstelle danke ich ganz herzlich Antje Dammel.

2 Die Karten unterscheiden sich in der Zuordnung der Farben zu den verschiedenen Varianten in Teilen von denen, die online verfügbar sind. Für die Bereitstellung des Kartenmaterials danke ich Stephan Elspaß und Robert Möller.

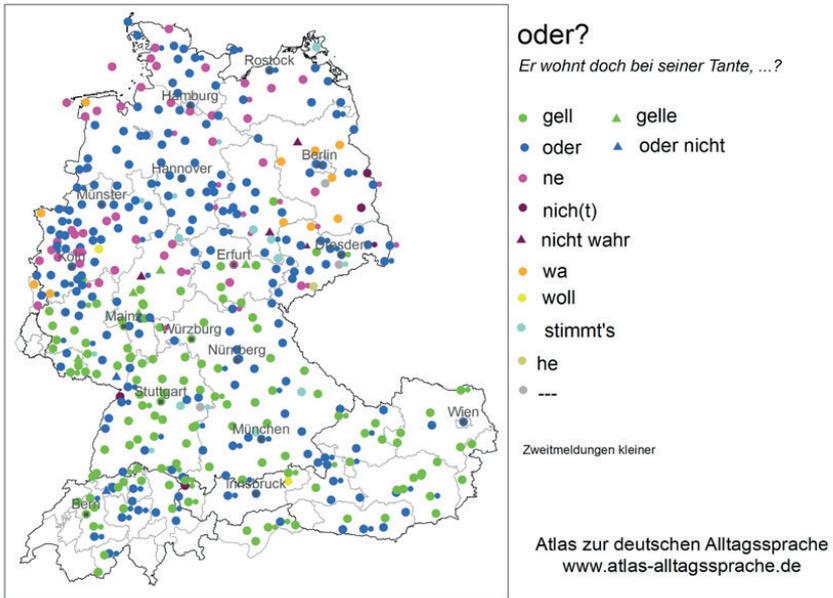
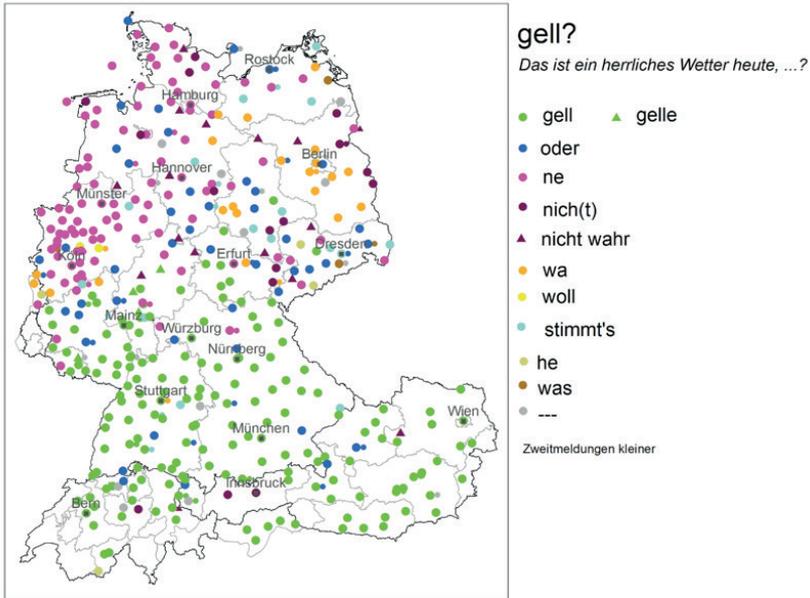


Abbildung 1: Regionale Verteilung von Alignmentmarkern im deutschsprachigen Raum (AdA, Fragen 19b und 19a)

Insgesamt lässt sich auf der Grundlage der zwei AdA-Karten, die auf einer schriftlichen Online-Befragung von 2004/2005 beruhen, ein durchaus differenziertes Bild bezüglich der regionalen Verteilung von Markern wie *ne*, *wa* und *oder* im norddeutschen Raum zeichnen. Ein Blick in die Forschungsliteratur zeigt allerdings unmittelbar, dass die Befragung grundsätzlich inadäquat ist: Über monologische Testsätze lassen sich die in der Literatur dokumentierten interaktiven Verwendungszusammenhänge generell nicht rekonstruieren. Aber auch Aspekte der prosodischen Formatierung müssen bei einer Onlinebefragung in Schriftform unberücksichtigt bleiben. Hinzu kommt, dass das metasprachliche Bewusstsein hinsichtlich der spezifischen Gebrauchsweisen von Alignmentmarkern generell als eher „wenig ausgeprägt“ (IMO 2011, 129) einzuschätzen ist und diesbezügliche Informantenbefragungen somit generell fragwürdig erscheinen.

2.2. Interaktive Gebrauchsweisen

In Grammatiken zum Deutschen werden Marker wie *ne*, *wa* und *oder* zwar in der Regel thematisiert. Die Behandlung fällt aber eher „stiefmütterlich“ (IMO 2011, 135) aus. Beschreibungen sind in der Regel sowohl in Bezug auf sequenzielle Gebrauchszusammenhänge und prosodische Formen als auch hinsichtlich der damit verbundenen Funktionen unterspezifiziert. Zumeist werden Marker, die hier als Alignmentmarker bezeichnet werden, pauschal als Rückversicherungs- oder Vergewisserungssignale eingeführt, die vor allem auf das Evozieren einer Hörerreaktion abzielen und mit steigender Intonation realisiert werden. In der Duden-Grammatik werden *ne*, *wa* und *oder* – wie bereits angemerkt – als Synonyma gehandhabt, die räumlich distribuiert sind. In der IDS-Grammatik findet sich hingegen ein Hinweis auf eine erhöhte Antwortrelevanz bei appendiertem *oder* (ZIFONUN et al. 1997, 384).³ Auf Basis der verfügbaren empirischen Untersuchungen lässt sich ein deutlich differenzierteres Bild der Funktionszusammenhänge rekonstruieren. Untersuchungen fokussieren jedoch zumeist lediglich einzelne Marker.

2.2.1. NE

Am besten untersucht ist der Marker *ne*. Es liegen zahlreiche Arbeiten vor, die sich gezielt oder am Rande mit der Verwendung von *ne* befassen (vgl. GOLATO 2000, 48; 2002, 559; HAGEMANN 2009; HARREN 2001; IMO 2011; JEFFERSON 1981; KÖNIG 2017; PAVLIDOU 1997, 149; REHBEIN 1979; SCHU/STEIN 1994; SELTING 1995, 272–274;

3 Ob dies auch auf das schweizerische *oder* zutrifft, wird nicht thematisiert und lässt sich aufgrund mangelnder Forschungsliteratur auch nicht klären. Alltagsbeobachtungen geben aber Anlass zu der Vermutung, dass dies nicht der Fall ist. In Bezug auf die angeführten AdA-Karten stellt sich daher auch die Frage, ob sich die erfassten *oder*-Nennungen überhaupt in allen Regionen auf das gleiche *oder* beziehen.

Şimşek 2012, 112–115; WEBER 1987, 397; WILLKOP 1988, 253–261). Der Marker *ne* wird auch hier zumeist als *question tag*, Rückversicherungssignal, Frageanhängsel o. ä. beschrieben, das in der prototypischen Verwendung an eine Äußerung angehängt wird, um (mehr oder weniger verbindlich) eine Rückmeldung zum gerade Gesagten einzufordern. In Bezug auf die Prosodie wird vorwiegend von einer prosodisch eigenständigen Realisierung mit steigender Intonation ausgegangen (vgl. u. a. HAGEMANN 2009, 150; SELTING 1996, 274; Şimşek 2012, 112). WEBER (1987, 397) spricht in Bezug auf die prosodische Gestaltung von einer „Frageintonation“, mittels derer der Sprecher anzeigt, dass er „die Überprüfung und Stabilisierung der Verständigungsebene intendiert“. Nach SELTING (1995, 274) vergibt *ne* aber „i. d. R. nicht das Rederecht, sondern fordert allenfalls ein Rezeptionssignal o. ä. an“. Es finden sich zudem Hinweise darauf, dass der Stärkegrad des Anstiegs variieren kann (vgl. vor allem HARREN 2001, 25–49). Nach WILLKOP (1988, 259) ist auch ein „fallendes Tonmuster [...] relativ häufig zu beobachten“.

Die Rückmeldung auf eine mit *ne* erweiterte Äußerung erfolgt (wenn sie erfolgt) im Normalfall affiliativ, d. h. zustimmend. Die Erwartung einer zustimmenden Reaktion manifestiert sich häufig bereits in der epistemischen Modalisierung der Bezugsäußerung. Diese enthält, wie es HARREN (2001, 128) beobachtet, häufig Modalpartikeln wie *ja* oder *doch*, die auf einen bestehenden *common ground* (CLARK 1996) verweisen. In ähnlicher Weise stellt auch HAGEMANN (2009, 170f.) fest, dass *ne* regelmäßig mit konsensanzeigenden Modalpartikeln wie *ja*, *eben* oder *halt* kookkurriert. HAGEMANN schreibt *ne* daher auch die Funktion eines Evidenzmarkers zu, dessen Gebrauch nicht in erster Linie darauf abzielt, „den Gesprächspartner zu verbalen Handlungen zu veranlassen, sondern darauf, den mentalen Zustand des Gesprächspartners, insbesondere seinen epistemischen, zu beeinflussen“ (HAGEMANN 2009, 147). Ein solcher *epistemic change* (BETZ 2015, 257) kann, muss aber hörerseitig nicht verbal (oder non-verbal) dokumentiert werden (vgl. auch bereits SCHU / STEIN 1994, 255).

Den quantitativen Angaben in HARREN (2001, 27) zufolge scheint es aber der Normalfall zu sein, dass auf eine mit *ne* getaggte Äußerung in irgendeiner Weise verbal reagiert wird. Auch KÖNIG (2017, 240) kommt in Bezug auf die von ihr untersuchten Daten zu dem Schluss, dass *ne* in den meisten Beispielen „die Grundfunktion zugeschrieben werden [kann], dass es als *response mobilizing feature* [...] verschiedenartige Reaktion des Gegenübers relevant macht und auf eine interaktive Herstellung von Verständigung [...] ausgelegt ist“. Welche Art der Reaktion erfolgt, wird – so KÖNIG – wesentlich bestimmt durch die Verteilung von Wissen und epistemischen Rechten (vgl. auch REHBEIN 1979, 62). So wird etwa eine „bestätigende Reaktion“ (KÖNIG 2017, 244) vor allem dann relevant, wenn das Wissen bzgl. der Proposition der Bezugsäußerung „im Wissensbereich“ des Gegenübers verortet wird. Die meisten Belege für ein *ne*, auf das keine Reaktion folgt, finden sich „im Kontext von narrativen Sequenzen“ (KÖNIG 2017, 248). Hier wird der Zugzwang bezüglich der Realisierung einer affirmativen Hörerreaktion (mutmaßlich) durch den Aktivitätstyp Erzählen, der im Normalfall einen höheren epistemischen Status der erzählenden Akteure impliziert, außer Kraft gesetzt (vgl. ähnlich auch HARREN 2001, 69; Şimşek

2012, 112–114). In narrativen Sequenzen, aber auch im Rahmen anderer größerer Diskurseinheiten, fungiert *ne* zuweilen allein diskursstrukturierend. Diese Funktion wird möglicherweise durch *rush through* (‘Durchhächeln‘), flachen Tonverlauf und / oder Dehnung prosodisch markiert (vgl. HARREN 2001, 31).

Eine Sonderfunktion von *ne* scheint es zu sein, eine thematische Verknüpfung zwischen Äußerungen (oder Äußerungsteilen) anzuzeigen (vgl. HAGEMANN 2009, 167–169; HARREN 2001, 31; IMO 2011, 132; KÖNIG 2017, 253). In solchen Kontexten nimmt *ne* eine Art Scharnierstellung ein. *Ne* kann dabei auch prosodisch stärker an die zweite (Teil)Äußerung angebunden und somit potenziell als äußerungsinitial interpretiert werden (vgl. KÖNIG 2017, 253). Sind die Äußerungen oder Äußerungsteile auf verschiedene Turns verteilt, befindet sich *ne* potenziell sogar in turn-initialer Position. Der Skopus bleibt aber stets rückgewandt (vgl. HAGEMANN 2009, 168). Einige der Fälle, die HARREN (2001, 42f.) der Kategorie *turn-initial* zuordnet, ließen sich sehr wahrscheinlich in dieser Weise deuten. In der (Teil)Äußerung, die auf die mit *ne* erweiterten Einheit folgt, werden häufig Inferenzen expliziert, die durch das *ne* als erwartbar markiert werden. REHBEIN (1979, 72) spricht hier auch von *invited inferences*. Eine durch *ne* projizierte Inferenz kann aber auch (in Teilen) unausgesprochen bleiben. *Ne* fungiert in entsprechenden Fällen als eine Art Aposiopese marker (vgl. KÖNIG 2017, 247f.), der etwa auch dazu eingesetzt werden kann, den Ausstieg aus einer Redeinszenierung anzuzeigen (GOLATO 2000, 48). HARREN (2001, 128) dokumentiert entsprechende Verwendungen besonders im Kontext der Verhandlung „schwierig ausdrückbare[r] Themen“.

SELTING (1995, 274) stellt außerdem fest, dass *ne* auch an rezipientenseitige Inferenzexplikationen angehängt werden kann, also an Äußerungen, mit denen Rezipienten ihr Verstehen dokumentieren und intersubjektiv überprüfbar machen. Mit *ne* markierte Äußerungen kommen sequenziell betrachtet daher nicht nur in erster, sondern auch in zweiter Position vor, d. h. nicht nur in initiativen, sondern auch in reaktiven Zügen, in denen Sprecher anzeigen, „dass und wie“ (HARREN 2001, 116) sie eine Aussage eines Gesprächspartners verstanden haben. Der Marker *ne* kann daher auch genutzt werden, um Gesprächspartnern „etwas in den Mund [zu] legen“ (HARREN 2001, 97–103; vgl. ähnlich auch REHBEIN 1979, 69).⁴ Im Rahmen von Bewertungssequenzen kann durch die Verwendung von *ne* in zweiter Position auch epistemische Unabhängigkeit (*epistemic independence*; HERITAGE/RAYMOND 2005), d. h. ein unabhängig von der Vorgängeräußerung bestehender epistemischer Zugang zum Bewertungsgegenstand und damit zugleich eine Unabhängigkeit der eigenen Bewertung angezeigt werden (vgl. KÖNIG 2017, 246). Dieser funktionale Zusammenhang scheint auch bei der Annahme von Komplimenten eine Rolle zu spielen (GOLATO 2002, 558f.).

Der Marker *ne* kann aber auch in dritter Sequenzposition auftreten, d. h. nachdem bereits eine Reaktion erfolgt ist. *Ne* steht hier in der Regel allein und bildet selbst-

4 Diese rhetorische Strategie lässt sich aber auch in erster Position beobachten. Hier kann bspw. durch die Realisierung eines Responsivs wie *ja* oder *nee*, an den der Marker *ne* angehängt wird, eine antizipierte Hörerreaktion vorweggenommen werden.

ständig einen Turn, der häufig eine erneute Reaktion evoziert. Entsprechende Verwendungen monieren eine unpassende / ungewünschte Reaktion (JEFFERSON 1981; KÖNIG 2017, 250f.) oder ratifizieren ein in zweiter Position dokumentiertes Verstehen (REHBEIN 1979, 68) und scheinen vor allem in durch Asymmetrie gekennzeichneten Handlungszusammenhängen (Lehrer – Schüler, Therapeut – Patient, Mutter – Kind o. ä.) vorzukommen (HARREN 2001, 128). Mit unterschiedlichen Sequenzpositionen gehen also potenziell verschiedene interaktive Funktionen von *ne* einher. Diese werden vermutlich auch prosodisch differenziert; zumindest wird dies in der Literatur vereinzelt angedeutet (vgl. vor allem HARREN 2001, 25–49). Nähere Untersuchungen stehen allerdings noch aus.

2.2.2. WA

Die Forschungsliteratur zu *wa* fällt insgesamt schmal aus. Neben einer etwas ausführlicheren Darstellung in Şimşek (2012, 107–111) und HARREN (2001, 104f.) findet sich bei REHBEIN (1979, 63) ein pauschaler Hinweis darauf, dass *wa* zu den Mitteln gehört, mit denen Sprecher einem „Nachlassen der Aufmerksamkeit“ auf Hörerseite entgegenzuwirken versuchen. Diese Beobachtung wird durch die Arbeiten von Şimşek und HARREN in Teilen bestätigt. Nach Şimşek (2012, 111) wird der Marker *wa* als klitische Intonationsphrase mit finalsteigender Intonation realisiert und dazu eingesetzt, eine Hörerreaktion hervorzurufen. Diese kann in Form einer Bestätigung, Ablehnung oder Zustimmung erfolgen, aber auch ausbleiben. Der Marker wird in den von Şimşek untersuchten Daten vorrangig an bewertende Äußerungen angehängt, „die ein Diskussionspotential in das Gespräch einbringen können“ (Şimşek 2012, 111). Außerdem finden sich Fälle, in denen mit einer um *wa* erweiterten Äußerung sprecherseitig eine Antwort vorweggenommen wird (Şimşek 2012, 109–110), wie es HARREN ähnlich für *ne* beschreibt. In Bezug auf die Funktion von *wa* kann HARREN (2001, 104) ebenfalls beobachten, dass der Marker vor allem an evaluative Äußerungen angehängt wird. Der Marker trägt nach HARREN aber selbst zur Bewertung bei, indem das Zutreffen der Proposition der Bezugsäußerung als dispräferiert markiert wird. HARREN (2001, 105) geht daher davon aus, dass sich *ne* und *wa* „durch die mit ihnen ausgedrückte Haltung des Sprechers unterscheiden“. Die differierenden Befunde könnten darauf zurückzuführen sein, dass die untersuchten Daten aus verschiedenen Regionen stammen. Die Untersuchung von Şimşek bezieht sich auf den berlinisch-brandenburgischen, die von HARREN auf den nordniederdeutschen Raum. Auf welche Region(en) sich die Beobachtungen von REHBEIN beziehen, lässt sich nicht aufklären.

2.2.3. ODER

Zur interaktiven Verwendung von äußerungsfinalem *oder* finden sich deutlich weniger empirische Studien als zu *ne*. Der Marker ist aber besser beschrieben als *wa*. Analysen, die sich gezielt mit *oder* befassen, finden sich in BUBLITZ (1978, 125–134),

DRAKE (2016), WILLKOP (1988, 271–275) und KÖNIG (i. Dr.). HARREN (2001, 105f.), REHBEIN (1979) und SELTING (1995, 274) sind partikuläre Beobachtungen zu entnehmen. In Bezug auf die prosodische Gestaltung können mit DRAKE (2016) und KÖNIG (i. Dr.) zwei Formate unterschieden werden. Eine Form weist ähnliche prosodische Eigenschaften auf wie der Marker *ne*. Diese Variante tritt nach DRAKE (2016) in der Regel gemeinsam mit der Bezugsäußerung in einer intonatorischen Einheit auf. KÖNIG (i. Dr.) beschreibt hingegen ein eigenständiges Vorkommen als klitische Intonationsphrase. Die Intonation klassifizieren beide Autorinnen als finalsteigend. *Oder* mit finalsteigender Intonation ist vermutlich die Variante, die in Grammatiken in Zusammenhang mit *ne* behandelt wird.

In Bezug auf funktionale Aspekte wird *oder* mit finalsteigender Intonation zumeist eine im Vergleich zu *ne* stärker reaktionsauffordernde Kraft zugeschrieben (vgl. u. a. HARREN 2001, 106; SELTING 1995, 274). Die Ursache hierfür wird darin gesehen, „dass ein Sprecher mit der Verwendung von *oder* andeutet, sich der Zustimmung seines Gesprächspartners nicht sicher zu sein“ (HARREN 2001, 105). Äußerungen, an die ein solches *oder* angehängt wird, enthalten zwar ebenfalls häufig epistemische Modalisierungen wie etwa die Partikel *doch*, die „auf einen bestimmten Grad der Sicherheit des Sprechers hinsichtlich der Zustimmung des Hörers“ (BUBLITZ 1978, 126f.) verweisen. Durch das angehängte *oder* wird aber post hoc „die Möglichkeit einer Alternative angedeutet“ (BUBLITZ 1978, 127). Der Marker *oder* ist nach Bublitz daher ein Mittel, mit dem „der Sprecher seine Bereitschaft zur Selbstkorrektur bekundet“. In diese Richtung deutet auch die Beobachtung von WILLKOP (1988, 271), dass durch die Verwendung von äußerungsfinalelem *oder* ein „als zutreffend eingeführte[r] Sachverhalt [...] nachträglich als lediglich wahrscheinlich gekennzeichnet“ wird. Auf diese Weise wird – so WILLKOP (1988, 272) – „zum Ausdruck gebracht, daß vom Gesprächspartner eine weitergehende Stellungnahme zur Geltung des Sachverhalts erwartet wird“.

Äußerungen, an die ein *oder* mit steigender Intonation angehängt wird, installieren nach DRAKE (2016, 117) *confirmables*, d. h. Aussagen, die von einem anderen Gesprächsteilnehmer bestätigt werden müssen. Es wird also eine Proposition zur Disposition gestellt, woraus sich eine erhöhte Reaktionsrelevanz ergibt. Die Reaktion kann affiliativ oder disaffiliativ erfolgen. Nach DRAKE (2016) gibt es hier keine präferenzielle Ordnung. KÖNIG (i. Dr.) findet in ihren Daten hingegen Hinweise für eine Präferenz zur Affiliation. *Oder* macht aber eine zustimmende Reaktion vermutlich nicht in dem Maße erwartbar, wie es für *ne* zu veranschlagen ist. Zumindest wird durch die verschiedenen Marker – wie es HARREN (2001, 106) konstatiert – eine unterschiedliche „Erwartungshaltung bezüglich einer Zustimmung“ ausgedrückt. Ähnlich wie *ne* kann aber auch *oder* sowohl in initiativen als auch in reaktiven Zügen, d. h. in erster und zweiter Position vorkommen. In erster Position wird mit *oder* bspw. die Adäquatheit von Wissenszuschreibungen abgeprüft (DRAKE 2016, 17). In zweiter Position wird hingegen häufig eine intersubjektive Aushandlung verstehensrelevanter Präsuppositionen in Gang gesetzt (KÖNIG i. Dr.), was auch zu Sequenzexpansionen

führen kann. Insgesamt scheint *oder* mit finalsteigender Intonation also trotz ähnlicher prosodischer Formatierung anders zu funktionieren als *ne*.

Neben äußerungsfinalen *oder* mit steigender Intonation wird in der Literatur – wie bereits angesprochen – noch ein zweites Format beschrieben. Sowohl DRAKE (2016) als auch KÖNIG (i. Dr.) dokumentieren Belege mit schwebender Intonation. Diese treten gemeinsam mit Bezugsäußerungen mit deklarativer (V2), aber auch zusammen mit Bezugsäußerungen mit interrogativer Syntax (V1) auf. Von KÖNIG wird *oder* mit schwebender Intonation als durchgängig prosodisch eigenständig realisiert beschrieben. Die finale Tonhöhenbewegung der Bezugsäußerungen wird als zumeist steigend charakterisiert. Auf V2-Syntagmen, an die ein *oder* mit schwebender Intonation angehängt wird, reagieren Interaktionspartner im Normalfall mit Responsiven wie *genau*, *richtig*, *nee* usw. Anders ist dies im Fall von V1-Syntagmen. Hier wird durch das angehängte *oder* „die Verpflichtung zu einer für Verberstfragen charakteristischen binären *Ja-Nein*-Antwort gelockert“ (KÖNIG i. Dr.), wie es auch DRAKE (2016) beschreibt. Solche Äußerungen formulieren häufig Anschlussfragen oder bieten auf Vorgängeräußerungen bezogene Interpretationen, Schlussfolgerungen o. ä. an. Der Zugang zu den behandelten Sachverhalten wird durch das angehängte *oder* im Wissensbereich des Gegenübers verortet.⁵

2.3. *Desiderata*

Es finden sich deutliche Hinweise darauf, dass hinsichtlich des Gebrauchs von Alignmentmarkern mit arealer Variation zu rechnen ist; und zwar auch innerhalb des norddeutschen Raumes. Hierauf deuten u. a. die AdA-Karten hin, deren empirische Grundlage allerdings als potenziell zweifelhaft gelten kann. Die in der Forschungsliteratur dokumentierten interaktiven Gebrauchsweisen zeigen deutlich, wie facettenreich die Verwendungskontexte der unterschiedlichen Marker sind, dass die Marker potenziell in verschiedenen Sequenzkontexten vorkommen und dort unterschiedliche Funktionen übernehmen, die mutmaßlich in Teilen auch prosodisch unterschieden werden können. In Untersuchungen, die mit authentischem Sprachmaterial arbeiten, bleiben allerdings regionale Unterschiede bisher weitestgehend unberücksichtigt. Nahezu alle zitierten Studien nehmen für sich in Anspruch, den/die jeweils anvisierten Marker für *das* Deutsche zu beschreiben. Der Geltungsbereich der Analysen ist jedoch unklar. Zudem scheinen vor allem in Bezug auf den Marker *ne* mögliche Mittel der prosodischen Differenzierung unterschiedlicher Funktionen noch nicht hinreichend unter-

5 Verwendungen von *oder* mit schwebender Intonation weisen starke Ähnlichkeiten zur Junktion *oder* auf und können im Einzelfall von dieser auch erst aus einer Post-hoc-Perspektive unterschieden werden (s. u.). Diese Verwendung von *oder* ließe sich daher ggf. auch als *trail off conjunctival* (LOCAL / KELLY 1986) klassifizieren (vgl. auch DRAKE 2016, 170). Hierzu passt auch die Beobachtung von KÖNIG (i. Dr.), dass *oder* mit schwebender Intonation häufig mit *creaky voice* realisiert wird, wie es etwa für *trail off conjunctivals* im Englischen als typisch gilt (LOCAL / KELLY 1986, 195).

sucht worden zu sein. Beide Desiderata sollen im Rahmen des AINA-Projekts aufgegriffen und für den norddeutschen Raum auf empirischer Basis bearbeitet werden.

3. Der areallinguistische Zugriff

Ziel einer jeden areallinguistischen Untersuchung ist es, in Bezug auf einen bestimmten Phänomenbereich areale Unterschiede aufzudecken, diese systematisch zu beschreiben und im Idealfall kartographisch darzustellen. Es geht dabei häufig darum, zu zeigen, dass entweder eine sprachliche Form geographische Variation mit Blick auf die damit verbundenen Funktionen aufweist oder dass an unterschiedlichen Ortspunkten verschiedene Formen die jeweils gleiche Funktion erfüllen. Eine areal-kontrastive Analyse der im Fokus stehenden Marker lässt sich daher nur auf der Basis vergleichbarer Daten sowie vor dem Hintergrund eines einheitlichen Beschreibungsmodells (einschließlich sequenzieller und prosodischer Aspekte) durchführen, das Form-Funktions-Zusammenhänge systematisch erfasst und vergleichbar macht. Nur auf einer solchen Basis wird überprüfbar, welche Marker synonym und damit austauschbar sind (vgl. auch WATERS 2016). Im Folgenden wird es daher darum gehen, einerseits ein solches Modell zu skizzieren⁶ und andererseits die Datengrundlage des Projekts vorzustellen.

3.1. Systematisierung der funktionalen Beschreibung

Der Beschreibungsansatz wird ausgehend von einem sozio-kognitiven Sprachverständnis (CROFT 2009) formuliert und kombiniert kognitionslinguistische und interaktional-linguistische Zugänge (vgl. FISCHER 2017; LEVINSON 2006 u. a.). Aus kognitiver Perspektive dient verbale Interaktion dem Aufbau geteilter Konzeptualisierungen in Bezug auf Entitäten oder Sachverhalte, aber auch bzgl. der sozialen Situation und des antizipierten Handlungsverlaufs (vgl. u. a. CHAFE 1994; CLARK 1996; LANGACKER 2001; LANWER 2017; TOMASELLO et al. 2005). Das Aufbauen kognitiver Modelle knüpft immer an wechselseitig unterstelltes Wissen an und hat zugleich die Verfestigung bestehender und / oder Akkumulation neuer geteilter Wissensbestände im Sinne eines interaktiv etablierten *personal common ground* (CLARK 1996, 112–116) zur Folge. Verbale Äußerungen zielen entsprechend immer auf sequenzielle Veränderungen epistemischer Zustände der beteiligten Akteure ab, vor allem mit dem Ziel epistemische Asymmetrien auszubalancieren: „[E]pistemic imbalances [...] are

6 Der Beschreibungsansatz weist durchaus Ähnlichkeiten sowohl zu REHBEINS (1979) Modellierung sog. Sprechhandlungsangmente als auch zu Östmans Beschreibungsmatrix zur Analyse von *question particles* im Finnischen auf (vgl. u. a. FRIED / ÖSTMAN 2005). Gleiches gilt auch für den von KIMPS et al. (2014) sowie KIMPS (2018) vorgestellten Ansatz zur Beschreibung von *tag questions*. Das hier vorgestellte Modell unterscheidet sich aber in verschiedener Hinsicht von den drei genannten Ansätzen. Eine Gegenüberstellung und Evaluation der Modelle muss jedoch an anderer Stelle erfolgen.

„levelled off“ through sequences of interaction“ (DREW 2012, 62) – daher auch die Rede von einer *epistemic engine* (HERITAGE 2012) als zentraler Triebkraft sozialer Interaktion. Interaktion basiert *auf* intersubjektivität und sorgt zugleich für die fortwährende Rekonstitution *von* intersubjektivität, verstanden „as a relation between one actor’s subjectivity and another’s“ (DU BOIS 2007, 140). Die fortwährende Herstellung von intersubjektivität in der Interaktion durch den wechselseitigen Abgleich kognitiver Modelle mittels sprachlicher (und nicht-sprachlicher) Verfahren bezeichnet ENFIELD (2006, 411) auch als „online alignment“. GOFFMAN (1981, 117) spricht von einem „self-other alignment“, das stets interaktiv rekonstituiert und adjustiert wird. Ein ähnliches Verständnis von *alignment* findet sich auch bei DU BOIS (2007) sowie in Arbeiten von GARROD / PICKERING (2009 u. a.) zum *interactive alignment*.

Wechselseitiges Verstehen muss im sequenziellen Verlauf eines Gesprächs immer wieder neu her- und sichergestellt werden. „[M]utual knowledge is a moment-by-moment, turn-by-turn achievement in interaction“ (DREW 2012, 65). Einzelne, vermeintlich allein dem aktiven Sprecher zuzuschreibende Gesprächsbeiträge weisen daher stets eine kollaborative Struktur auf, die auf die lokale Etablierung von Alignment ausgerichtet ist. „[T]he temporal-logical structures of our social interactions are necessarily collaborative in their achievement“ (ENFIELD 2006, 407). Im Normalfall läuft die Verstehenssicherung aber *en passant* ab (DEPPERMAN 2008, 232) und zwar durch die zeitlich und semanto-pragmatische passende Abfolge der Handlungszüge der beteiligten Akteure (vgl. auch CLARK 1996, 198-200; CLARK / SCHAEFER 1989; HERITAGE 1984, 254–260). Der sinnvolle Anschluss im zweiten Zug dokumentiert das Verstehen des ersten, der dritte das Verstehen des zweiten und damit auch das darin dokumentierte Verstehen des ersten usw. „By means of this organization, a context of publicly displayed and continuously up-dated intersubjective understandings is systematically sustained“ (HERITAGE 1984, 259).

Alignmentmarker gehören zu den linguistischen Ressourcen, die von Interagierenden eingesetzt werden, um anzuzeigen, was vom aktiven Sprecher als Teil des *common ground* behandelt wird⁷ – und zwar entweder in Bezug auf die akute Interaktionsgeschichte und / oder in Bezug auf Wissensbestände, die (als präsupponiert) in die Interaktion hineingeholt werden (vgl. ähnlich REHBEIN 1979, 71f.). Alignmentmarker können somit als sprachliche Mittel des „management of common ground“ (ENFIELD 2006, 412) beschrieben werden. Der Gebrauch von Alignmentmarkern verweist auf bestehende, herzustellende oder gefährdete Aligrierung kognitiver Modelle. Die Marker indizieren (sprecherseitig) und attribuieren (hörerseitig) Wissensbestände und Wissenszugänge, setzen diese zueinander in Bezug und markieren auf diese Weise unterschiedliche epistemische Konstellationen und damit prospektiv verbundene Handlungsanforderungen und -erwartungen. Der Gebrauch entsprechender Marker ist daher nur in Bezug auf sequenzielle Verfahren der epistemischen Selbst- und Fremdpositionierung sinnvoll beschreibbar (vgl. auch KÖNIG 2017; i. Dr.).

7 Für eine ähnliche Adaption von DU BOIS *stance triangle* zwecks Analyse von Diskursmarkern im Englischen siehe SAKITA (2013).

Mit DU BOIS (2007) lassen sich Verfahren der Positionierung in Bezug auf die drei Relationsfundamente Sprecher A, Sprecher B und Bezugsobjekt der Positionierung (*stance object*) modellieren. Durch eine Evaluation des Bezugsobjekts positionieren sich Sprecher A und B zu diesem. Durch ihre Positionierungen zum gleichen Bezugsobjekt beziehen sich A und B aufeinander, wodurch sie sich in Bezug auf die Positionierungen alignieren (Abbildung 3). Diese Alignierung kann sowohl affiliativ als auch disaffiliativ erfolgen bzw. können sich verschiedene Grade der Affiliation bzw. Disaffiliation im verbalen (aber auch nonverbalen) Verhalten der Interagierenden manifestieren (DU BOIS 2007, 162). Positionierungen können (mindestens) die zwei Bereiche Epistemik und Affektivität betreffen.⁸ Im Fall epistemischer Positionierungen ist das Bezugsobjekt stets irgendeine Art von Wissen über X. Im Fall affektiver Positionierungen ist das Bezugsobjekt hingegen irgendein X. Dieser Unterschied ist entscheidend, da so deutlich wird, dass affektive Positionierungen epistemische Positionierungen implizieren: Eine Einstellung zu X impliziert die Kenntnis von X (SIDNELL 2012, 305).

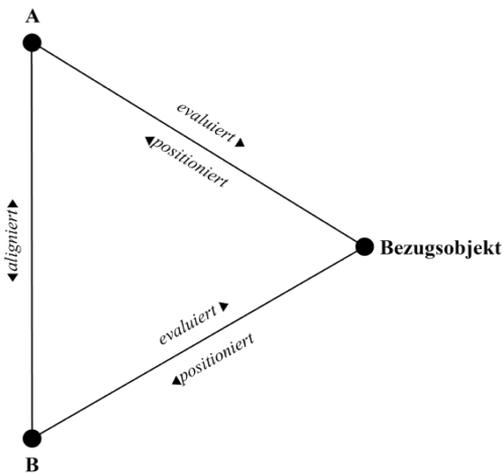


Abbildung 2: Stance triangle nach DU BOIS (2007)

Epistemische Positionierungen sind immer relational. Ich schreibe mir einen gleichen, höheren oder niedrigeren Wissensstatus im Vergleich zu meinem Gesprächspartner zu. Epistemische Selbstpositionierungen enthalten daher per se Implikationen in Bezug auf das anderen Interaktionsteilnehmern zugeschriebene Wissen. Außerdem sind epistemische Positionierungen graduierbar bzgl. des epistemischen Zugangs (*epistemic access*), „d. h. wer was mit welcher Gewissheit und Wahrscheinlichkeit weiß und

⁸ In der interaktional-linguistischen Literatur hat es sich etabliert, als dritte Ebene die Deontik mit hinzunehmen (vgl. u. a. COUPER-KUHLEN / SELTING 2018).

wissen darf“ (DEPPERMAN 2018, 120), und bzgl. der epistemischen Verantwortlichkeit (*epistemic responsibility*), „d. h. worüber jemand Bescheid wissen sollte, worüber er Auskunft geben können sollte, welche Tests er bestehen sollte“. Epistemische Positionierungen markieren daher stets sog. epistemische Territorien: „[E]pistemic territories embrace what is known, how it is known, and persons’ rights and responsibilities to know it“ (HERITAGE 2012, 6f.). In Bezug auf die Analyse von Alignmentmarkern erweist es sich somit als relevant, zu ermitteln, welche spezifischen Konstellationen in Bezug auf die Verteilung von Wissen und welche damit verbundenen Handlungsimplicationen (ENFIELD 2011, 298) durch die unterschiedlichen Marker indiziert werden – und dies unter systematischer Berücksichtigung der Prosodie. Ziel der Untersuchung muss es sein, auf dieser Basis verschiedene Marker im Hinblick auf Form und Funktion in wechselseitiger Abgrenzung zu bestimmen und damit (potenziell) areal-spezifische Inventare zu rekonstruieren und zu kontrastieren.

3.2. *Datengrundlage*

Für die Durchführung einer interaktionalen Analyse sprachlicher Phänomene werden Daten benötigt, die Interaktionsereignisse in möglichst authentischer Form dokumentieren (vgl. u. a. SELTING / COUPER-KUHLEN 2000). Im Idealfall sind dies Videoaufzeichnungen spontaner Gespräche, wie sie (zumindest in Teilen) auch der Analyse von HARREN zugrunde liegen. Für die Durchführung einer areal-vergleichenden Analyse werden zudem Daten benötigt, die in Bezug auf Teilnehmerkonstellation und Aktivitätstyp vergleichbar sind (vgl. ELEMENTALER 2006). Abgesehen von dem Umstand, dass lediglich Audiomitschnitte vorliegen, erfüllen die Tischgespräche, die im Rahmen des Projektes Sprachvariation in Norddeutschland (SiN) (vgl. ELEMENTALER et al. 2015) aufgezeichnet worden sind, die genannten Kriterien. Im DFG-geförderten SiN-Projekt sind im norddeutschen Raum umfangreiche Sprachdaten erhoben worden; u.a. auch Aufnahmen von Tischgesprächen unter Freunden und Verwandten. Die Gespräche haben stets in den Privaträumen der Fokuspersonen des Projektes stattgefunden. Die Fokuspersonen sind allesamt weiblich, leben in kleineren Ortschaften (2.000–8.000 Einwohner) und wurden nach weiteren sozialen Kriterien in Bezug auf Alter (40–60 Jahre alt), Bildungsgrad (kein Hochschulabschluss) und Mobilität (ortsansässig) ausgewählt (ELEMENTALER et al. 2015, 399–401). Die Gespräche sind entsprechend in vergleichbaren sozialen Milieus situiert.



Abbildung 3: Übersichtskarte der in KONTI erfassten SiN-Orte

Die Aufnahmen der Tischgespräche sind im Rahmen des SiN-Projekts allerdings nur in Auszügen transkribiert und vorrangig mit Blick auf den Sprachgebrauch der Fokuspersonen analysiert worden. Für eine weiterführende und vor allem breitere Analyse der Daten werden daher derzeit im Rahmen des Datenbankprojekts Korpus norddeutscher Tischgespräche (KONTI) ausgewählte Aufzeichnungen vollumfänglich zeitaligniert und nach den GAT2-Konventionen (SELTING et al. 2009) transkribiert. Pro Untersuchungsregion wurde hierfür jeweils ein Gespräch ausgewählt. Eine Übersicht der in KONTI erfassten Aufnahmeorte gibt die Karte in Abbildung 3. Die Auswahl der Gespräche ist nach den drei folgenden Kriterien erfolgt:

- **Beteiligungskonstellation:** In das Subkorpus wurden bevorzugt Gespräche aufgenommen, an denen SprecherInnen verschiedenen Alters beteiligt sind, um auch intergenerationelle Variation und damit Sprachwandel

aus einer *apparent time*-Perspektive beschreibbar zu machen. Bei über der Hälfte der ausgewählten Gespräche handelt es sich um Mehrgenerationengespräche, an denen Mitglieder der Kinder-, Eltern- und Großelterngeneration beteiligt sind. An allen Gesprächen sind mindestens zwei Generationen beteiligt. Ein Vergleich zwischen der jüngsten und mittleren Generation ist bei fast allen Gesprächen möglich.

- **Dialektanteil:** Außerdem wurden bevorzugt Gespräche in das Subkorpus aufgenommen, in denen kaum, wenig oder überhaupt kein Dialekt gesprochen wird, um eine gute Vergleichbarkeit des Materials zu erreichen. In besonders dialektvitalen Regionen wurden zwar durchaus auch Gespräche aufgezeichnet, die vorwiegend im Dialekt verlaufen. Es kommen aber auch in dialektvitalen Regionen, wie im Westmünsterland oder in Ostfriesland, in vielen Gesprächen dominant hochdeutsch-orientierte Varietäten (d. h. Regiolekt und Gebrauchsstandard) zum Einsatz. Dies trifft insbesondere auf Mehrgenerationengespräche zu. Die ausgewählten Gespräche sind in Bezug auf den dokumentierten Sprachgebrauch daher durchaus repräsentativ für den Usus am Ort.
- **Verständlichkeit:** Wichtig für die Auswahl der Gespräche war außerdem, dass alle an den Gesprächen beteiligten Akteure (gleichermaßen) gut verstehbar sind, um einen analytischen Zugang zu ermöglichen, der am interaktiven Nachvollzug des Handlungsgeschehens orientiert ist. Dies hat einerseits zum Ausschluss von Gesprächen mit sehr hoher Teilnehmerzahl geführt. Hier kommt es häufig zur Aufspaltung des Interaktionsgeschehens in zwei oder mehr parallele Handlungsstränge (sog. *schizm*), was nicht nur einen erhöhten Transkriptionsaufwand mit sich bringt, sondern auch die Analyse erschwert. Andererseits sind nach Möglichkeit keine Gespräche in das Korpus aufgenommen worden, bei denen die Art der Mikrofonierung den Nachvollzug des Handlungsgeschehens erschwert.

Insgesamt umfasst das Korpus 18 Gespräche mit einer Dauer von jeweils 1 bis 2 Stunden. Der Gesamtumfang des Materials beträgt knapp 24 Stunden. In den meisten Gesprächen kommen alle drei der hier im Fokus stehenden Marker vor, allerdings – wie weiter oben bereits angemerkt – mit durchaus unterschiedlichen Häufigkeiten. In fast allen Regionen dominiert der Marker *ne* den Gebrauch. Der Marker *wa* ist hingegen in der Mehrzahl der Gespräche eher selten. Im Folgenden soll dieser Unterschied am Beispiel eines Vergleichs der benachbarten Regionen Nordniederrhein und Westmünsterland näher beleuchtet werden.

4. Ansätze eines arealen Vergleichs: Nordniederrhein vs. Westmünsterland

Die exemplarisch untersuchten Aufzeichnungen vom Nordniederrhein und aus dem Westmünsterland sind von durchaus unterschiedlichem Zuschnitt. Die Aufzeichnung vom Nordniederrhein erfasst zwei verschiedene Gesprächskonstellationen. Zunächst

hält sich die Gastgeberin gemeinsam mit ihren zwei Kindern und ihrem Mann in der Küche auf, wo sie Vorbereitungsarbeiten für den anstehenden Kaffeeklatsch verrichtet, während ihre Kinder und später auch ihr Mann noch etwas essen. Der zweite Teil der (durchgängigen) Aufnahme dokumentiert dann den Kaffeeklatsch, an dem mehrere Freundinnen der Gastgeberin teilnehmen. Der Mann kommt in dieser Phase nur noch sporadisch dazu. Die Kinder sind ebenfalls die meiste Zeit nicht anwesend. Die Aufzeichnung aus dem Westmünsterland dokumentiert hingegen ein Familiengespräch mit mehr oder weniger stabiler Teilnehmerkonstellation. Die Gastgeberin sitzt gemeinsam mit ihrem Ehemann, ihrer Mutter und ihrer Schwester am Kaffeetisch. Über weite Teile des Gesprächs nimmt außerdem eine Tochter der Fokusperson an dem Gespräch teil. Der Sprachgebrauch changiert in beiden Aufnahmen zwischen Regiolekt und regionalem Gebrauchsstandard (vgl. LANWER 2015, 174–275).⁹

Für die fokussierten Marker liefern die analysierten Gespräche insgesamt unterschiedliche Belegzahlen. In dem Gespräch vom Nordniederrhein sind 317 Vorkommen von *ne*, *wa* und *oder* dokumentiert, in den westmünsterländischen Daten lediglich 134. Dies darf aber nicht als Indiz dafür gewertet werden, dass am Nordniederrhein generell mehr Marker verwendet werden als im Westmünsterland. Der Grund für die quantitative Differenz ist zum einen, dass die Gesprächsaufzeichnung vom Niederrhein länger ist als die aus dem Westmünsterland (119 Min. vs. 88 Min.). Zum anderen erfasst die Aufnahme vom Nordniederrhein insgesamt mehr Sprecher (11 vs. 5). Wenn man ermittelt, wie viele Marker pro Sprecher in Relation zum jeweiligen Gesprächsanteil realisiert werden, relativiert sich das Bild.¹⁰ Der Boxplot in Abbildung 4 lässt erkennen, dass die Sprecher vom Nordniederrhein im Mittel pro Minute ca. 1,5 Marker verwenden. Der Wert für das Westmünsterland liegt nur knapp darunter. Der Plot zeigt außerdem, dass im Westmünsterland mehrere Sprecher sogar mehr als 2 Marker pro Minute realisieren. Die insgesamt höchste Gebrauchsfrequenz zeigt hingegen eine Sprecherin vom Niederrhein. Gleiches gilt aber auch für die Sprecherin mit der geringsten Gebrauchsfrequenz. Insgesamt sind die Daten in Bezug auf die Gebrauchshäufigkeit durchaus vergleichbar.

9 Bei beiden Gesprächsaufnahmen handelt es sich um Aufzeichnungen, die auch den Analysen zu arealen Sprachrepertoires in Lanwer (2015) zugrunde liegen.

10 An dem Gespräch vom Nordniederrhein nehmen einige der insgesamt 11 Akteure nur sehr selten aktiv teil. Einige dieser Sprecher liefern daher keinerlei Belege für die untersuchten Marker. Um bei der Berechnung der sprechzeitrelatierten Gebrauchsfrequenz Verzerrungseffekte zu vermeiden, sind daher bei der Auswertung Sprecher mit einem Gesprächsanteil von unter 5 Min. unberücksichtigt geblieben. Dies betrifft insgesamt 5 Sprecher in den niederrheinischen Daten.

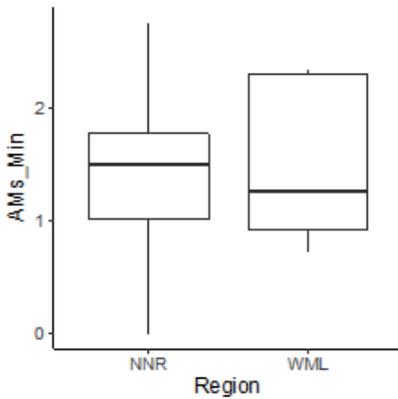


Abbildung 4: Sprechzeitrelatierte Gebrauchsfrequenz aller Marker (Nordniederrhein: n=317, Westmünsterland: n=134)

Während in den unterschiedlichen Gesprächen die fokussierten Marker also insgesamt mit ähnlicher Dichteverteilung vorkommen, lassen sich in Bezug auf die Auftretenshäufigkeiten der verschiedenen Marker klare Unterschiede ausmachen. Dem Barplot in Abbildung 5 ist zu entnehmen, dass der Marker *oder* in beiden Gesprächen ähnlich häufig vorkommt, während in den nordniederrheinischen Daten der Marker *wa* deutlich frequenter belegt ist als im Westmünsterland. Der Marker *ne* kommt am Niederrhein hingegen (mit Blick auf die relative Häufigkeit) seltener vor.

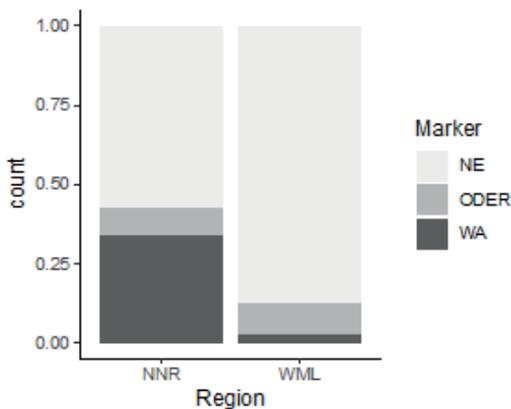


Abbildung 5: Relative Gebrauchsfrequenzen der verschiedenen Marker (Nordniederrhein: n=317, Westmünsterland: n=134)

Wie es zu den unterschiedlichen Verteilungen kommt, lässt sich nur in Bezug auf die spezifischen Verwendungszusammenhänge ermitteln. Die insgesamt gut 450 Belege sind jedoch in Bezug auf die sequenzielle Einbettung, die prosodische Gestaltung und die kontextbezogenen Funktionalitäten derart vielgestaltig, dass die Rekonstruktion arealspezifischer Gebrauchsmuster sich mittels eines händischen Vergleichsverfahrens nicht bewerkstelligen lässt. Die folgenden Ausführungen dokumentieren daher nur erste Beobachtungen am Material, die im Rahmen einer statistisch-fundierten Kollektionsanalyse (s. Abschnitt 5) weiterverfolgt und systematisiert werden müssen.

4.1. NE

Der häufigste Marker ist in beiden Regionen *ne*. Der Marker kommt in allen in Abschnitt 2.2 beschriebenen Sequenzpositionen vor und zeigt in beiden Regionen das breiteste Funktionsspektrum. Innerhalb dieses Funktionsspektrums lässt sich eine deutliche Zweiteilung ausmachen: Es zeichnet sich ein grundlegender Unterschied ab zwischen (1) Verwendungen, die beim Gegenüber ein (bereits) zugängliches/verfügbares Wissen aktivieren/ratifizieren, und (2) Verwendungen, die eine Überführung von bisher subjektivem Wissen in den Bereich des Intersubjektiven initiieren. Dieser Funktionsunterschied lässt sich in beiden Gesprächen gleichermaßen beobachten. Das folgende Beispiel aus dem Westmünsterland illustriert die erste Funktionsweise:

Beispiel 1 (Westmünsterland)

```

01 WML5:  ich:: <<all>WILL euch nur> sAgen;
-> 02      unten die HAUSTür die stEht bei euch immer Offen
      nE?
03      (0.4)
04 WML1:  JA.
05      (0.1)
06 WML5:  <<len>also das is: n TA:G der offenen tÜr;>
07      wollten beSIChtigung machen Unten.=
08 WML4:  =und wer MACH_dat?
09      (1.3)
10 WML1:  wenn man die hAUstür nicht richtig ZU: macht,
11 WML5:  a:h SO,
12      dann: blEibt_se AUF.
13 WML5:  <<lachend>is [MEIStens sO:;>]
14 WML4:  [ @ @ @
15      @ [ @ @ @
16 WML5:  [xxx xxx xxx xxx] xxx
17 WML1:  s_mir aber AUCh schon mal passiErt.
18 WML4:  @ @ @ @ [ @
19 WML1:  [H]AST du denn das schöne fOto in der
      zEitung gesEhn;
```

Sprecherin WML5, die Schwester von WML1, bietet hier eine negative Evaluation eines von ihr zufällig in Augenschein genommenen Zustandes im Keller des Hauses von WML1 an. In Zeile 1 projiziert WML5 mit der prospektiven Intensionsverdeutlichung (DEPPERMAN 2014, 313f.) „ich:: <<all>WILL euch nur> sAgen;“ ein vermeintliches *informing*, das durch die explizite Adressierung mit „euch“, die Verwendung der Fokuspartikel „nur“ sowie durch die Art der prosodischen Gestaltung (Verzögerung auf dem Pronomen *ich* und Fokussierung des Modalverbs) bereits den Handlungsrahmen einer Bewertungssequenz vorzeichnet. Im Anschluss liefert WML5 mit „unten die HAUStür stEHt bei euch immer Offen nE?“ (Z. 2) zunächst eine Zustandsbeschreibung, an die ein *ne* angehängt wird. Der beschriebene Zustand wird durch das Adverb „immer“ (Z. 2) als dauerhaft hingestellt. Nach einer kurzen Pause von 0.4 Sek. reagiert die (mutmaßlich) adressierte Gastgeberin WML1 auf die Aussage ihrer Schwester mit affirmativem *JA*. (Z. 4), womit sie einen unabhängigen epistemischen Zugang zur geschilderten Situation anzeigt (vgl. hierzu BETZ 2015, 253f.). Nach einer kurzen Pause von 0.1 Sek. liefert WML5 mit der Prädikativkonstruktion „<<len>also das is: n_TA:G der offenen tÜR;“ schließlich eine negative Bewertung der beschriebenen Situation. Der Zustand (offene Haustür im Keller des Hauses) wird mit dem Pronomen „das“ (Z. 6) als intersubjektiv verfügbar angesprochen und als „TA:G der offenen tÜR“ charakterisiert. Damit spielt WML5 auf die durch die nicht geschlossene Tür verursachte, mutmaßlich nicht gewollte Zugänglichkeit des Hauses an. Die Prädikativkonstruktion leitet WML5 mit einem *also* ein, das hier eine intersubjektive Inferenz anzeigt (vgl. DEPPERMAN / HELMER 2013). Hierdurch markiert sie, dass sie die Evaluation als sich objektiv aus der Sachlage ergebend verstanden wissen will.

WML5 schiebt ihrer Schwester auf diese Weise eine negative Bewertung unter, aus der sich Handlungskonsequenzen bzgl. der Behebung des monierten Zustandes und / oder einer Sanktionierung der mutmaßlichen Verursacher ergeben. WML5 bringt damit potenziell einen Vorwurf ins Spiel, der die Frage der Täterschaft aber offenlässt und WML1 in einer „Stellvertreterrolle“ (GÜNTNER 2000, 84) adressiert. Dies lässt sich am weiteren Sequenzverlauf deutlich ablesen: Nachdem WML5 mit „wOLLten beSIChtigung machen Unten.“ (Z. 7) den Grund für ihren epistemischen Zugriff auf die beschriebene Sachlage nachgeliefert hat, wendet sich WML4 mit „und wer MACH_dat?“ (Z. 8) unmittelbar der Verhandlung der Täterschaft zu, was ein Fehlverhalten und damit einen Vorwurf impliziert. Nach einer deutlichen Pause von 1.3 Sek. reagiert WML1 hierauf mit der erklärenden *wenn-dann*-Konstruktion „wenn man die hAUStür nicht richtig ZU macht, / dann: bleIbt_se AUF.“ (Z. 10, 12). Die Verwendung des Indefinitpronomens *man* kontextualisiert eine Verantwortungsdistanz (IMO / ZIEGLER 2019, 88–91). Zugleich weist WML1 auf eine gewisse Unvermeidbarkeit der Situation hin, in dem der Umstand auf eine generelle Fehlfunktion der Tür geschoben wird. Diese Pseudoerklärung wird seitens WML5 mit „<<lachend>is MEIStens sO;“ (Z. 13) ironisierend aufgenommen, was WML4 mit Lachen goutiert (Z. 14f.). Mit „s_mir aber AUCh schon mal passiErt.“ (Z. 17) liefert WML1 noch einmal ein auf den impliziten Vorwurf rückbezogenes Verstehensdisplay. Durch die Modalisierung mit „AUCh“ positioniert sie sich explizit als in einer Stellvertreterrolle agierend. In dieser

Rolle bagatellisiert sie das monierte Fehlverhalten, die Kellertür nicht zu schließen, indem sie einräumt, dass ihr dies ebenfalls „schon mal“ passiert sei, wodurch sie mutmaßlich Beschuldigte (vermutlich ihre Tochter, die im Keller wohnt), aber auch sich selbst in ihrer Rolle als Mutter aus der ‚Schusslinie‘ nimmt. Nach einer weiteren Lachsalve seitens WML4 initiiert WML1 schließlich ein neues Thema (Z. 19) und signalisiert damit den Abschluss der Sequenz.

In Beispiel 1 findet eine Wissens- und Erkenntniszuschreibung statt, mit der spezifische Handlungsimplicationen verbunden sind. Es wird zuerst ein bestehender epistemischer Zugang zum Bezugsobjekt offengelegt und im Anschluss eine sich aus diesem Wissen ergebende Evaluation präsentiert. Die Äußerung in Zeile 2 fungiert in diesem Zusammenhang als eine Einladung zur Inferenz im Sinne Rehbeins. Der Charakter dieser Einladung wird wesentlich durch den angehängten Alignmentmarker *ne* mitgetragen. Der Marker zeigt hier eine bestehende Alignierung der kognitiven Modelle an und verweist dabei auch auf eine intersubjektive Übereinkunft in Bezug auf handlungsrelevante Präsuppositionen, was eine wesentliche Bedingung für die Realisierung eines Vorwurfs ist. Ein Vorwurf impliziert, dass „der Vorwurfsadressat die durch seine Handlung verletzten Normen als gültig anerkennt und es für ihn Handlungsalternativen gab“ (GÜNTNER 2000, 84). Vorwürfe verweisen daher immer auf moralischen *common ground*. Dieser *common ground* wird hier durch das *ne* adressiert.

Durch ein *ne* werden aber nicht nur andere Gesprächsteilnehmer prospektiv zu Inferenzen eingeladen und präsupponierte Wissensbestände indiziert. Ein *ne* kann in dritter Position auch zwecks retraktiver Ratifikation einer in zweiter Position dokumentierten Alignierung eingesetzt werden, wie es das folgende Beispiel vom Niederrhein zeigt:

Beispiel 2 (Nordniederrhein)

```

01 NNR2: Albert hatte ja so_ne MATte frü[her;]
02 NNR4:                                     [JA; ]
03         (0.2)
04         DAT-
05         (0.3)
06         JOA;
07         (0.4)
08 NNR3: wird All[es WEniger] ja;
09 NNR1:                                     [WITzig; ]
-> 10 NNR2: NE?
11 NNR1: [aber M]ATS un Albert;=
12         =<<len>die sInd sich so:: ÄHNli[ch-]>=
13 NNR2:                                     [J ] [A. ]
14 NNR1:                                     =[NE, ]

```

Der Ausschnitt in Beispiel 2 bildet den Abschluss einer längeren Sequenz, in der die an dem Kaffeeklatsch beteiligten Frauen über den Haarausfall ihrer Männer sprechen. Mit der Äußerung „Albert hatte ja so_ne MATte früher;“ (Z. 1) verweist NNR2 noch einmal darauf, dass ihr Mann („Albert“) ursprünglich dichtes Haar („so_ne MATte“) gehabt habe, was NNR4 überlappend mit der letzten Silbe der betreffenden Äußerung mit „JA;“ bestätigt. Nach einer kurzen Pause von 0.2 Sek. schließt NNR2 zunächst mit „DAT-“ (Z. 4) an, setzt die Äußerung aber nicht fort, sondern schließt ihren Beitrag nach einer erneuten Pause mit einem resignativem „JOA;“ (Z. 6) ab. Die in Zeile 4 abgebrochene Struktur wird im weiteren Gesprächsverlauf nach einer Pause von 0.4 Sek. von NNR3 aufgenommen und mit „wird Alles WENiger ja;“ (Z. 8) komplettiert. Diese Komplettierung wird in Zeile 10 von NNR2 mit einem freistehenden „NE,“ ratifiziert. Die komplettierende Ko-Konstruktion in Zeile 8 fungiert als Verstehensdisplay (DEPPERMAN 2008, 223–237). NNR3 bringt für NNR2 den (vermuteten) Gedankengang zu Ende und kann so Verstehen signalisieren (vgl. auch SCHEGLOFF 1984, 42). Durch das freistehende *ne* lizenziert NNR2 die verbalisierte Proposition und signalisiert damit zugleich die erwartete Konvergenz in der Evaluation. In unmittelbarem Anschluss wird von NNR1 der thematische Fokus auf die Ähnlichkeit zwischen Albert und seinem Sohn verschoben. Der Alignmentmarker markiert also das Sequenzende. Der Marker zeigt auch in Beispiel 2 *common ground* an, jedoch nicht – wie in Beispiel 1 – prospektiv, sondern retrospektiv. Gemeinsam ist beiden Verwendungen, dass Wissensbestände als intersubjektiv verfügbar markiert werden. Dies gilt auch für Beispiel 3 aus dem Westmünsterland:

Beispiel 3 (Westmünsterland)

```

01 WML2: die kann GANZ schlecht LAUFen.=
-> 02 WML3: =und_die_is gAnz schön DICK,
03      NE?
04      (0.3)
05 WML2: <<mit vollem Mund>JA.>
06      (3.3)
07 WML4: <<p>?hM HM?>
08      (0.6)
09 WML2: mAnchmal IS dat sO;;
10      (0.7)
11 WML4: JA_a,
```

In Beispiel 3 betrachten WML2 und WML3, Vater und Tochter, gemeinsam Fotos von einer Familienfeier. In Zeile 1 nimmt WML2 mit „die kann GANZ schlecht LAUFen.“ Bezug auf eine Frau auf einem der Bilder, nach deren Identität sich WML3 zuvor erkundigt hatte. Hierauf reagiert WML3 mit der ergänzenden Prädikation „und_die_is gAnz schön DICK,“ (Z. 2). In Zeile 3 erweitert sie die Äußerung um ein prosodisch eigenständiges „NE?““. Nach einer kurzen Pause von 0.3 Sek. signalisiert WML2 mit tief-fallendem *JA*. (Z. 5) deutlich Konvergenz (vgl. GOLATO / FAGYAL 2008, 246).

Nach einer längeren Pause von 3.3 Sek. stimmt auch WML4, die Großmutter von WML3, mit „2hM HM?“ (Z. 7) ihrer Nichte zu. Es folgt erneut eine kurze Schweigephase. Diese durchbricht WML2 mit der Äußerung „mAnchmal IS dat sO:“ (Z. 9), worauf WML4 wiederum nach einer Pause von über einer halben Sekunde mit affirmativem „JA_a,“ (Z. 11) reagiert. Die initiale Bewertung erweist sich also unmittelbar als konsensuell, zugleich agieren die Interaktionspartner in ihren Anschlussbewertungen behutsam. Das responsive Verhalten wirkt insgesamt auf einen Sequenzausstieg hin – vermutlich um das Bewertungsobjekt nicht als Lasterobjekt zu etablieren. Dies manifestiert sich u. a. auch darin, dass WML3, die die Bewertungssequenz initiiert hat, diese nicht weiter vorantreibt.

Die Art des Sequenzverlaufs scheint bereits in der initialen Bewertung angelegt zu sein. Die von WML3 realisierte Erstbewertung wird mit dem Konnektor „und“ schnell an die vorgängige Äußerung von WML2 angeschlossen, wodurch die Struktur syntaktisch als eine Fortsetzung der vom Vater eröffneten syntaktischen Gestalt formatiert wird, wenngleich die Äußerung in Zeile 1 syntaktisch und prosodisch als potenziell abgeschlossen gelten kann. Es handelt sich also um eine kollaborative Expansion im Sinne GÜNTHERS (2015, 60f.), mittels derer die verbalisierte Bewertung als konsensuell präsentiert wird. Die Realisierung des Alignmentmarkers *ne* weist in die gleiche Richtung. Die Interagierenden können mit geringem kommunikativem Aufwand Konsens in Bezug auf die initiale Bewertung herstellen. Die affektive Bewertung bezieht sich somit zum einen auf ein intersubjektiv verfügbares Bewertungsobjekt, das in Form einer ikonischen Repräsentation Teil des *common perceptual ground* (STUCKENBROCK 2015, 72) ist. Zum anderen wird die Evaluation erneut als selbstevident behandelt, was sich vor allem an der spontanen Zustimmung seitens WML2 ablesen lässt. Die spontane Übereinkunft ist vermutlich auch hier Ausdruck eines geteilten Normhorizonts.

Neben den bisher beschriebenen Verwendungen, die *common ground* anzeigen, ist in beiden Regionen – wie bereits ausgeführt – auch der Gebrauch von *ne* zur Markierung einer (notwendigen) Überführung von subjektivem Wissen in den *common ground* dokumentiert, wie es das folgende Beispiel vom Niederrhein zeigt:

Beispiel 4 (Nordniederrhein)

```

01 NNR1: wErner !STOPP!,
-> 02      in der KANne;
03      NE,
04      is DEIner schon;
05 NNR6: jA hier_s KANne,
06      (0.2)
07      ah_SO;
08      DIE kAnne;

```

Beispiel 4 ist dem Teil der nordniederrheinischen Aufnahme entnommen, in dem die Gastgeberin NNR1 noch mit der Vorbereitung des Kaffeeklatsches beschäftigt ist. In dem zitierten Auszug macht NNR1 ihren Ehemann NNR6, der nicht am Kaffeeklatsch teilnehmen wird, darauf aufmerksam, dass sie für ihn bereits eine eigene Kanne Kaffee vorbereitet hat. In Zeile 1 realisiert NNR1 mit „wErner !STOPP!“, eine Aufforderung, eine Handlung zu unterlassen. Die Aufforderung ist explizit an ihren Ehemann gerichtet, der mittels der proprialen Anrede „wErner“ adressiert wird und vermutlich gerade nach einer Kaffeekanne greift, die nicht für ihn bestimmt ist. NNR1 initiiert hier somit eine Fremdreparatur, die auf die Korrektur einer laufenden Objektmanipulation abzielt. In Zeile 2 bis 3 liefert NNR1 eine Erklärung für diesen deontischen Übergriff. Mit „in der KANne: NE, is DEIner schon;“ bringt NNR1 ein für NNR6 handlungsrelevantes Wissen ein. Der Marker „NE,“ wird dabei in die syntaktische Struktur der Äußerung eingelassen. Die prosodische Phrasierung der Prädikativkonstruktion erfolgt aber so, dass der Marker am Ende einer Intonationsphrase realisiert wird. Markiert wird mit „NE,“ (Z. 3) durch diesen Aufbau die Konstituente, die die Information bereitstellt, die mutmaßlich noch nicht Teil des *common ground* ist.

Die Äußerung verweist also auf eine epistemische Asymmetrie, die durch das Anschlusshandeln seitens NNR6 auch ratifiziert wird. Zunächst zeigt NNR6 mit „jA hier_s KANne,“ (Z. 2) noch bestehendes Alignment an. Er bricht die Äußerung aber unmittelbar ab, um mit „ah_SO;“ (Z. 7) die Aufnahme der neuen Information zu quittieren (GOLATO / BETZ 2008; IMO 2009) und mit „DIE kAnne;“ (Z. 8) eine Korrektur des Handlungsplanes intersubjektiv zu dokumentieren. Der Marker *ne* ist hier im Unterschied zu den bisherigen Beispielen also in einen Kontext epistemischer Asymmetrie eingebettet und markiert dabei die Relevanz zur Alignierung der kognitiven Modelle; in diesem Fall bzgl. der Manipulation von Objekten in der unmittelbaren physischen Umgebung der Interagierenden. Mit *ne* wird hier seitens NNR1 eine Art epistemische Vorrangstellung (*epistemic priority*; HERITAGE/RAYMOND 2005) markiert. Entsprechende Verwendungen lassen sich in beiden Aufzeichnungen beobachten. Mit *ne* kann aber auch allein die Unabhängigkeit des epistemischen Zugangs zu einer Wissensdomäne ausgedrückt werden, wie es das folgende Beispiel vom Niederrhein demonstriert:

Beispiel 5 (Nordniederrhein)

```
-> 01 NNR3: aber lUna is doch AUCh nEU ne,
    02         (0.6)
    03 NNR1: dieses jAhr aprIl ge[TAUFT;]
    04 NNR3:                                     [geNAU;]
    05         [ähm auf malLORca,                ]
    06 NNR1: [ich bIn mal in_t INternet] gegA[ng;   ]
    07 NNR3:                                     [jA geN]AU;
    08         [<<all>da kannst_e> dat KUCken;]
    09 NNR4: [dat hab_ich no_nich geSCHAFFT.]
```

In Beispiel 5 sprechen die Interagierenden angesichts einer geplanten Kreuzfahrt über verschiedene Schiffe der AIDA-Flotte. Im unmittelbaren Vorlauf der zitierten Sequenz hat NNR1 von einer Freundin berichtet, die zum Gesprächszeitpunkt mit einem ganz neuen Schiff der Flotte unterwegs sei. Hierauf reagiert NNR3 mit „aber IUna is doch AUCH nEU ne,“ (Z. 1).¹¹ Nach einer deutlichen Pause von 0.6 Sek. reagiert NNR1 auf diesen Einwand, der als ein solcher mittels der Partikelkombination *doch auch* markiert wird, mit „dieses jAhr aprll geTAUFT;“ (Z. 3). Die Konstruktion bedient sich in der Struktur des syntaktischen Rahmens der Vorgängeräußerung „aber IUna is“, um mittels der erzeugten Resonanz (DU BOIS 2007) der von NNR3 realisierten Prädikation nicht nur zuzustimmen, sondern zugleich auch Evidenz für die Aussage zu liefern. Hierdurch bestätigt NNR1 die Richtigkeit der Aussage und zeigt damit potenziell epistemische Asymmetrie an. Hierauf reagiert NNR3 noch vor Abschluss der Äußerung in Überlappung mit „geNAU;“ (Z. 7) wiederum bestätigend. Auf diese Weise indiziert NNR3 epistemische Unabhängigkeit in Bezug auf den verhandelten Themenbereich (OLOFF 2017, 215f.). Dies zeigt sich auch in der Fortsetzung des mit „geNAU;“ initiierten Turns, in dem NNR3 die syntaktische Struktur der Äußerung von NNR1 um die Präpositionalphrase „auf malLORca“ (Z. 5) expandiert, um ein weiteres Wissenselement in Bezug auf die Taufe des Kreuzfahrtschiffs ins Spiel zu bringen. Hier kommt es erneut zu einer Überlappung, genau genommen zu einem Parallelstart: NNR1 platziert gleichzeitig mit der von NNR3 realisierten Expansion die Äußerung „ich bIn mal in_t INternet gegAngen;“ (Z. 6), um die Quelle ihres Wissens offenzulegen. Die Überlappung endet erst mit Realisierung der rechten Verbklammer des Syntagmas. Bereits auf der letzten Silbe der Verbform „gegAng“, also kurz vor projiziertem Abschluss der Struktur, platziert NNR3 mit „jA geNAU;“ (Z. 7) erneut eine responsive Handlung, die die von NNR1 eingebrachte Information bestätigt. Die epistemische Unabhängigkeit wird im Anschluss mit „<<all>da kannst_e dat KUCken;“ (Z. 8) auch hier noch einmal deutlich demonstriert. Auch diese Struktur expandiert wieder eine von NNR1 realisierte Bezugsäußerung.

Das Beispiel lässt deutlich erkennen, dass NNR1 und NNR3 um ihre jeweilige epistemische Unabhängigkeit ringen. NNR3 nimmt in der zitierten Sequenz zunächst eine Verschiebung des thematischen Fokus vor. Der Inhalt der Äußerung, die diese Neufokussierung herbeiführt, wird durch „doch AUCH“ als von dem bisher präsupponierten Wissen abweichend markiert. Sprecherin NNR3 positioniert sich dadurch in Bezug auf den anvisierten Gesprächsgegenstand zudem als wissend und schreibt ihren Koaktanten potenziell einen nicht-äquivalenten Wissensstatus zu. NNR1 positioniert sich im Folgeturn mit Blick auf diese epistemische Konstellation divergent. Dass hier tatsächlich eine Divergenz in der epistemischen Positionierung besteht, lässt sich im weiteren Gesprächsverlauf an den massiven Überlappungen, aber auch an den equilibrierenden kollaborativen Erweiterungen und den von NNR3 wiederholt eingesetzten bestätigenden Responsiven festmachen. Es scheint dabei nicht primär darum

11 *Luna* ist der Name des Schiffes, mit dem die Frauen die geplante Kreuzfahrt bestreiten werden.

zu gehen, anzuzeigen, wer *was* weiß, sondern darum, anzuzeigen, dass ein voneinander *unabhängiger* Wissenszugang besteht: Es geht darum, sich in Bezug auf das Kreuzfahrtschiff Luna als gut informiert zu positionieren. Bestärken lässt sich diese Interpretation mit Blick auf die sequenzschließende Äußerung „dat hab_ich no_nich geSCHAFFT.“ (Z. 9) seitens NNR4, die an dieser Stelle eingesteht, sich über das Schiff bisher „no_nich“ informiert zu haben. In dieser Äußerung manifestiert sich die latente Anforderung, sich im Vorfeld der Reise über das Schiff und seine Historie *eigenständig* zu informieren. Die Verwendung des Markers *ne* in Zeile 1 markiert ebendiesen unabhängigen epistemischen Zugang zum relevant gesetzten Gegenstandsbereich seitens NNR3. Eine sehr ähnliche Art der Verwendung lässt sich auch im folgenden Beispiel aus dem Westmünsterland beobachten:

Beispiel 6 (Westmünsterland)

```

01 WML5: wieSO:-
02         wIr das sind nun BENni,
03         HAN[nes; ]
04 WML1:     [das is][ der][HUND von][dEne; ]
05 WML5:         [und ][STEFan. ]
05 WML2:         [die hAm ] [noch ein] HUND;
07         (0.1)
08         dAs is der BEN\
09         der äh\
10         nä WIE heißt der hUnd?
11         (0.1)
08 WML1: BENni.
09         (0.2)
-> 10 WML2: BENni nE,

```

In Beispiel 6 unterhalten sich die Gesprächsteilnehmer über eine Dankeskarte, die WML1 und WML2 im Anschluss an eine gleichgeschlechtliche Trauung von ihrem Neffen Hannes zugeschickt bekommen haben. Die Karte liegt den Interagierenden in der Gesprächssituation physisch vor. Zu Beginn des zitierten Ausschnitts dokumentiert WML5 ihre Irritation darüber, dass auf der Karte drei männliche Vornamen aufgeführt werden. Ihren Beitrag leitet sie mit einem auf der zweite Silbe betonten „wieSO:-“ (Z. 1) mit schwebender Intonation ein, womit sie die Präsentation des fraglichen Objekts projiziert. Im Anschluss liest sie einen Auszug des auf der Karte abgedruckten Textes vor (Z. 2f., 5). Bereits überlappend mit der Nennung des zweiten Namens „HANnes;“ (Z. 3) platziert WML1 eine Explikation der Namenskonstellation im Format einer Prädikativkonstruktion, die einen der drei genannten als „HUND von dEne“ (Z. 4), also als Hund des Paares identifiziert.

Überlappend mit der Nennung des dritten Namens „STEFan“ (Z. 5) liefert WML2 noch einmal eine dezidiertere Erläuterung für die von WML5 als fragwürdig hin-

gestellte Namenskonstellation, indem er eine inhaltliche Fragmentierung der von WML1 bereits gelieferten Erklärung vornimmt. Mit der Possessivkonstruktion „die hAm noch ein HUND;“ (Z. 5) klärt WML2 seine Schwägerin zunächst darüber auf, dass der Neffe und sein Ehemann Hundehalter sind. Nach einer kurzen Pause von 0.1 Sek. weist er mittels der Prädikativkonstruktion „dAs is der BEN\“ (Z. 8) dem Hund einen der drei genannten Namen zu, bricht die Äußerung allerdings während der Namensnennung ab. Nach einem weiteren Abbruch initiiert WML2 mit „nä WIE heißt der hUnd?“ (Z. 10) eine Fremdreparatur. WML1 reagiert hierauf nach einer Pause von 0.1 Sek. mit der Nennung des Namens „BENni.“ (Z. 12). WML2 wiederholt den genannten Namen nach einer Pause von 0.2 Sek. und erweitert seine responsive Äußerung mit „nE,“. WML2 zeigt hier mit einer bestätigenden Wiederholung (SCHEGLOFF 1996, 184) die erfolgreiche Reaktivierung von Wissen an und indiziert damit zugleich die epistemische Unabhängigkeit, die er bereits durch seine vorherigen Ausführungen für sich in Anspruch genommen hatte. Es wird hier also noch einmal deutlich, dass mit *ne* auch der unabhängige Zugang zu Wissen markiert werden kann.

Der Marker *ne* markiert in den untersuchten Daten deutlich verschiedene epistemische Konstellationen, was als durchaus erklärungsbedürftig erscheint. Der beschriebene Funktionsunterschied geht in Bezug auf die hier behandelten Fälle aber systematisch mit einer prosodischen Differenzierung einher, die sich bei Sichtung weiterer Fälle bisher bestätigt hat. Diese Differenzierung betrifft den Bereich der Intonation und hier im Speziellen die Konturgestaltung. Zwar lassen sich in den untersuchten Daten vorrangig bzw. nahezu ausschließlich finalsteigende Konturen beobachten. Die Art des Konturverlaufs variiert aber wahrnehmbar. Intuitiv scheint dieser Unterschied in der Stärke des Anstiegs zu liegen, wie es auch vereinzelt in der Literatur beschrieben wird. Ein Blick auf die f_0 -Verläufe bestätigt dies tendenziell: Die Realisierungen aus den Beispielen 1, 2 und 3 weisen einen eher steilen, die aus den Beispielen 4, 5 und 6 einen eher flachen Verlauf auf (vgl. exemplarisch Abbildung 6a und b). Der Unterschied zwischen diesen beiden Steigungsarten ist perceptiv gut identifizierbar und in beiden Gesprächen gleichermaßen zu beobachten. Der Unterschied ist aber vermutlich nicht allein auf den Grad der Steigung, sondern auch auf einen Unterschied im Konturverlauf zurückzuführen, der der von DOMBROWSKI / NIEBUHR (2010) beschriebenen Differenzierung zwischen eher konkaven und eher konvexen Verläufen entspricht. Entsprechende Zusammenhänge gilt es allerdings in einer ausführlicheren, quantitativen Analyse der Form-Funktions-Zusammenhänge zu validieren.

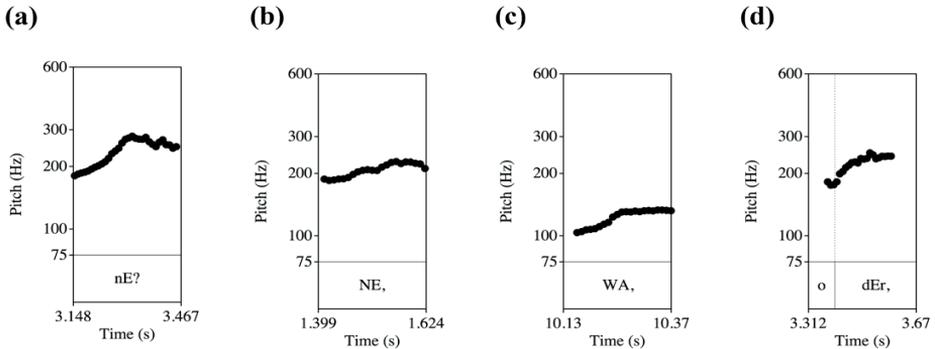


Abbildung 6: exemplarische f_0 -Verläufe für (a) *ne* (Beispiel 1), (b) *ne* (Beispiel 4), (c) *wa* (Beispiel 7) und (d) *oder* (Beispiel 10)¹²

4.2. WA

Der Marker *wa* zeigt, wie bereits ausgeführt, in den untersuchten Datensätzen unterschiedliche Gebrauchsfrequenzen. Der Schlüssel zur Erklärung dieses Unterschiedes scheint in einem arealen Funktionsunterschied zu liegen. Während in Bezug auf den Nordniederrhein mutmaßlich von einer Teilsynonymie von *ne* und *wa* auszugehen ist, zeigt die Funktionsweise von *wa* in den westmünsterländischen Daten eine besondere Spezifik, die die geringe Gebrauchsfrequenz erklärt. *Wa* fungiert hier ausschließlich als eine Art Subjektivitätsmarker, der in drei von vier Fällen an Äußerungen angehängt wird, deren Proposition eine Befürchtung ausdrückt, wie es auch HARREN (2001) beobachtet. Eine solche Verwendung zeigt das folgende Beispiel:

Beispiel 7 (Westmünsterland)

```

01 WML3: <<mit vollem Mund>Un_DANN,
02         (0.6)
03         ?HM:->
04         (2.2)
05         wat wOllt_ich jetzt SA:gen,
06         Ä:HM-
07         (2.8)
08 WML2: TJA.
09         ÜberLE:G;
11         (0.9)

```

12 Bei dem plötzlichen Abfall des Grundfrequenzverlaufs in (a) handelt es sich vermutlich um ein Artefakt. Dem Abfall in der Darstellung entspricht kein Absinken der Intonation in der akustischen Wahrnehmung des Konturverlaufs. Der Wahrnehmungseindruck ist der eines kontinuierlichen Anstiegs. Dieses Phänomen ist in den untersuchten Daten häufiger zu beobachten.

12 jEtz is_es WEG==
 -> 13 =WA,
 14 (1.5)
 15 WML4: fÄngt bei dir <<lachend>AUCH schon an;>
 16 WML2: AU:sverkAU[ft.]
 17 WML4: [@] @ @ @ @

Beispiel 7 ist einer Phase des Gesprächs entnommen, in der WML3, die Tochter von WML5, längere Zeit über einen Besuch bei der Bundeswehr berichtet. In der zitierten Sequenz projiziert WML3 mit „Un_DANN,“ (Z. 1) thematische Progression. Das mit Glottaleinsatz realisierte „?HM:–“ signalisiert nach einer Pause von 0.6 Sek. zunächst das Aufrechterhalten der Projektion und damit die Absicht zur Beibehaltung des Rederechts. Nach einer erneuten Pause von 2.2 Sek. signalisiert WML3 mit „wat wOllt_ich jetz SA:gen,“ einerseits noch einmal metakommunikativ die bestehende Redeintention. Zum anderen zeigt die Sprecherin aber an, dass sie nicht mehr weiß, was sie hat sagen wollen. Erst nach Realisierung eines Häsitationsmarkers und einer weiteren Pause ergreift WML2 das Rederecht, um mit „TJA. ÜberLE:G;“ (Z. 8f.) die ‚Sprachlosigkeit‘ seiner Tochter zu kommentieren und ihr zugleich noch einmal den *floor* anzubieten.¹³ Nach einer erneuten Pause von 0.9 Sek. kommentiert WML2 die Stagnation des Gesprächs schließlich resignativ mit „jEtz is_es WEG==WA,“ (Z. 12f.). Nach einer Pause von 1.5 Sek. nimmt auch WML4 mit „fÄngt bei dir <<lachend>AUCH schon an;>“ (Z. 15) Stellung zu der Situation, worauf WML5 noch einmal mit „AU:sverkAUft.“ (Z. 16) reagiert.

WML2 nimmt in dem angeführten Beispiel eine spontane Deutung einer sich ad hoc anbietenden Situation vor. Durch die jetztbezogene Temporaldeixis wird der Situationsbezug der Äußerung deutlich markiert. Der angehängte Marker lädt zur diskursiven Weiterverarbeitung der Situationsanalyse ein. Eine solche liefert WML4 nach einer Pause von 1.5 Sek. indem sie eine Konzeptualisierung der Szene anbietet, die den Befund eines mentalen Ausfalls aufgreift und diesen pathologisch ausdeutet,¹⁴ worauf WML5 die Situation abschließend noch einmal mit einer marktwirtschaftlichen Metapher beschreibt. Die Interagierenden spielen hier mit verschiedenen Möglichkeiten der Konzeptualisierung ein und derselben Szene, die verschiedene kognitive Domänen aktivieren (vgl. u. a. LANGACKER 1999, 4–8) und diese ironisierend oder gar frotzelnd einsetzen, um einen befürchtungsweise eingetretenen Zustand scherzhaft zu kommentieren, was für WML3 vermutlich zugleich kommunikativ entlastend ist. Der Marker *wa*, der an die initiale Evaluation in Zeile 12 angehängt wird, verortet die Deutung im sprechenden Subjekt, sodass diese als nur eine Möglichkeit der Konzeptualisierung, d. h. als hypothetische Deutung der Szene interpretiert werden kann, die sich (spielerisch) modifizieren lässt. Dieser Verweischarakter auf eine hypothetische

13 Zur Signalisierung eines Verzichts auf Redetüberenahme mit *tja* vgl. auch WILLKOP (1988, 188).

14 WML4 hat zuvor davon berichtet, sie habe das Gefühl, dass bei ihr die Gedächtnisleistung altersbedingt nachlasse. Darauf nimmt sie hier vermutlich mit dem „AUCH“ (Z. 15) Bezug.

Deutung scheint allen im westmünsterländischen Material dokumentierten Verwendungen von *wa* gemein zu sein und häufig eine scherzhafte Modalität zu aktivieren, was sich in Beispiel 7 deutlich am Lachen von WML4 ablesen lässt. Das Potenzial zum Unernst liegt in der Offenheit der Konzeptualisierung begründet, die durch *wa* indiziert wird. *Wa* markiert im Westmünsterland stets einen geringeren Wahrheitsanspruch als *ne*.¹⁵ Diese funktionale Spezifik erklärt die geringe Gebrauchsfrequenz. Mit *ne* deuten Sprecher hingegen zumeist an, dass sie etwas subjektiv oder intersubjektiv für gegeben halten. Die Verwendungskontexte sind entsprechend weiter gefächert.

Deutlich anders stellt sich dies in den nordniederrheinischen Daten dar. *Wa* zeigt in den Daten vom Nordniederrhein ein teilüberlappendes Funktionsspektrum mit dem Marker *ne*. Der Marker kann hier ebenfalls Wissen zur Übernahme in den *common ground* anbieten und entsprechend auch zwecks Initiierung von Themen eingesetzt werden, wie es das folgende Beispiel zeigt:

Beispiel 8 (Nordniederrhein)

```
-> 01 NNR1: wir hAm die kOpfschmerzen gestern abend mit
      ramazOtti beKÄM[PFT wA, ]
      02 NNR3: [A:H ja;]
      03 NNR4: UND,
      04 NNR1: (ja)_t GING.
      05 NNR4: GING?
```

In Zeile 1 initiiert NNR1 mit „wir hAm die kOpfschmerzen gestern abend mit ramazOtti beKÄMPFT wA,“ die Rekonstruktion eines vergangenen Ereignisses. NNR3 reagiert hierauf zunächst mit dem Verstehensdisplay „AH ja,“ (Z. 2), schließt aber unmittelbar die Nachfrage „UND,“ (Z. 3) an, und lädt auf diese Weise NNR1 dazu ein, weiteres Wissen mit ihr zu teilen. NNR4 zeigt hier also deutlich epistemische Asymmetrie an. Die Positionierung erweist sich als konvergent mit der initialen epistemischen Positionierung von NNR1, die im direkten Anschluss mit „(ja)_t GING.“ (Z. 4) die Antwort auf die Nachfrage von NNR4 liefert, die hier zugleich als Pointe fungiert, die dann im Weiteren von NNR4 mit „GING?“ (Z. 5) evaluiert wird. Dass *wa* in Beispiel 8 anders funktioniert als in Beispiel 7, zeigt der Sequenzverlauf sehr deutlich: Die *wa*-Sprecherin führt mit ihrer initialen Äußerung ein neues Thema ins Diskursgeschehen ein. Im reaktiven Zug von NNR3 wird dann mit fragendem „UND,“ ein Wissensdefizit angezeigt, welches unmittelbar behoben wird. Scherzhafte Momente lassen sich hier nicht ausmachen. Im weiteren Verlauf, der nicht abgedruckt ist, folgt dann aber eine ironisierende Evaluation. Der Marker in Zeile 2 zeigt jedoch vorrangig sprecherbezogenen Wissenszugang an. Die Tatsache, dass *wa* in erster Linie einen sprecherbezogenen Wissenszugang markiert, lässt sich auch daran festmachen, dass

15 Vgl. ähnlich auch NORRICKS (1995, 690) Beobachtung zur Verwendung von *huh* im amerikanischen Englisch.

der Marker in den nordniederrheinischen Daten zur Beitragsgliederung innerhalb größerer Diskurseinheiten eingesetzt wird, wie es Beispiel 9 belegt:

Beispiel 9 (Nordniederrhein)

```

01 NNR3: und_du glAUbst_et_nIch-=
02       =ich hAtte heute morgen NAcKen;
-> 03     un gItti hatte dat am FUSS_wa,
04       (0.5)
05       UND,
06       (0.6)
07       dAt (.) Is jEtzt WEG,
08       (0.2)
09       NA[cken un KOPFschmerzen.]
10 KRA1: [dat gIbt et ja\      ]

```

In Beispiel 9 erzählt NNR3 der Gastgeberin NNR1 von einem Metallplättchen, das gegen Verspannungen und Kopfschmerzen helfen soll. Initiiert wurde das Thema zuvor dadurch, dass NNR1 ein solches Plättchen auf der Haut von NNR3 entdeckt und sich nach dessen Bewandnis erkundigt hatte. Die Ausführungen leitet NNR3 mit dem Beitragsprojizierenden „und_du glAUbst_et_nIch–“ (Z. 1) ein. NNR3 macht hier die Absicht zur Realisierung eines sog. *multi-unit turns* erkennbar und sichert sich zugleich mit einem *rush through* (Z. 1f.) das Rederecht. NNR3 schildert mit „ich hAtte heute morgen NAcKen;“ (Z. 2) zunächst ihre Beschwerden. Danach unterbricht sie mit „un gItti hatte dat am FUSS_wa,“ (Z. 3) ihre Ausführungen kurz, um von einer Freundin zu berichten, die das besagte Metallplättchen ebenfalls einsetzt. Die betreffende Einheit wird mit einem äußerst schwach artikulierten *wa* erweitert. Nach einer Pause von 0.5 Sek. kündigt NNR3 mit „UND,“ die Pointe ihrer Ausführungen an, die sie nach einer weiteren Pause mit „dAt (.) Is jEtzt WEG,“ (Z. 7) liefert. In Zeile 9 realisiert NNR3 noch einmal eine Explikation, mit der sie die Pointe wiederholt. Überlappend hiermit leitet NNR1 mit „dat gIbt et ja“ (Z. 10) die Evaluation ein. Die Episode zeigt den klassischen Aufbau narrativer Sequenzen in *preface*, *telling* und *evaluation* (vgl. u. a. JEFFERSON 1978). Die mit *wa* markierte Äußerung erzeugt in diesem Aufbau eine Verzögerung des Übergangs vom *telling* zur *evaluation* und liefert dabei zusätzliche Evidenz für die in der Pointe proklamierte Wirksamkeit des Plättchens. Der Marker *wa* trägt in diesem Zusammenhang also zur Gliederung der Diskurseinheit bei und übernimmt eine Art Zäsurfunktion, wie sie sich in beiden Regionen auch für *ne* belegen lässt (vgl. hierzu auch KÖNIG 2017, 248–250). *Wa* kann in den nordniederrheinischen Daten außerdem auch an beiläufige Bewertungen wie *COOL wa*, oder reflexive Responsive wie *JOA wa*, angehängt werden. Belege für einen solchen Gebrauch von *ne* finden sich ebenfalls. In den westmünsterländischen Daten werden entsprechende Formate wie etwa in *ECHT ne*, hingegen ausschließlich mit *ne* realisiert.

Die Untersuchungen deuten aber darauf hin, dass *ne* und *wa* auch in den nordniederrheinischen Daten nicht über gänzlich identische Funktionsprofile verfügen. Ein entscheidender Unterschied scheint darin zu liegen, dass *wa* von den zwei für *ne* beschriebenen Teilfunktionen nur die zweite, also nur die Überführung von subjektivem Wissen in den *common ground* übernehmen kann, wie ihn auch die hier zitierten Beispiele dokumentieren, was auch zu der Art der prosodischen Gestaltung passt. Es lässt sich beobachten, dass der Marker *wa* (nach einer ersten Sichtung des Materials) sowohl in den münsterländischen als auch in den nordniederrheinischen Daten ausschließlich mit einer eher flachen, tendenziell konvexen Kontur realisiert wird (vgl. exemplarisch Abbildung 6c), was sich in Bezug auf die niederrheinischen Daten mit dem Befund einer mutmaßlichen Teilsynonymie zu *ne* deckt.

4.4. ODER

Der Marker *oder* kommt in beiden Datensätzen mit ähnlicher Frequenz vor. Die Belege machen jeweils einen insgesamt eher geringen Anteil aus. Die meisten *oder*-Belege weisen eine finalsteigende Tonbewegung auf. Diese verläuft in der Regel durchaus steil, zeigt aber, wie in Abbildung 6d exemplarisch zu sehen, einen zumeist deutlich konvexen Verlauf. Nur vereinzelt finden sich Belege mit schwebender Intonation. In entsprechenden Fällen ist eine eindeutige Differenzierung zwischen Junktion und Diskursmarker nicht immer möglich. Die folgenden Ausführungen beschränken sich auf die Darstellung der Verwendung von *oder* mit steigender Intonation, die für die vergleichende Analyse auch die relevantere ist. Die Belege mit steigender Intonation liefern deutliche Evidenz dafür, dass *oder* zum einen in beiden Regionen gleich zu funktionieren scheint und zum anderen eine deutlich andere Funktionsweise zeigt, als sie für *ne* bzw. *wa* ermittelt werden konnte. Im Unterschied zu *ne* und *wa* markiert *oder*, dass eine Proposition zur Diskussion gestellt wird. In der Regel wird anderen Gesprächsteilnehmern – wie in der Literatur beschrieben – ein höherer epistemischer Status zugewiesen. Dabei wird nicht – wie im Fall des westmünsterländischen *wa* – eine Konzeptualisierung angeboten, sondern der Wahrheitsgehalt der markierten Aussage als fraglich markiert. In diesem Sinne funktioniert *oder* tatsächlich als *question tag*. Es fällt aber auf, dass sich – wie es auch KÖNIG (i. Dr.) beschreibt – in beiden Gesprächen eine gewisse Präferenz zur Affiliation abzeichnet. Aussagen, die mit finalsteigendem *oder* erweitert werden, evozieren in der Regel affiliative responsive Züge, wie es auch das folgende Beispiel zeigt:

Beispiel 10 (Nordniederrhein)

01 NNR3: kann mi_nich dran erInnern dat wir als KINder mal
 sowaṯ hÄtten;
 -> 02 öh da gAb_et ja NUR falsche pflAster **odEr**,
 03 (0.2)
 04 FRÜher;
 05 (0.7)

```

06      da gAb_et doch keine allerg\
07      allerGIEpflas[ter <<p>oder sowas;>]
08 NNR1:      [so so\      ]
09      aus so Anderm STOFF,
10      geNAU;
11      (0.9)
12      dA:t is E:cht heute TOLL;

```

In Beispiel 10 unterhalten sich NNR1 und NNR3 über die Veränderung der Produktpalette im Bereich Wundpflaster. Dem Auszug geht eine Unterhaltung über den Heilungsprozess einer Verletzung des Sohnes von NNR1 voraus, der Probleme mit Hautreizungen hatte, die durch ein Pflaster verursacht worden waren. Der Umstand, dass sich problemlos Pflaster haben finden lassen, die keine Hautreizung mehr verursacht haben, wird in der zitierten Passage weiterverhandelt. Mit der reüssierenden Äußerung „kann_mi_nich dran erInnern dat wir als KINder mal sowat hAtten;“ (Z. 1) leitet NNR3 einen historischen Vergleich ein. In Zeile 2 skizziert sie mit „öh da gAb_et ja NUR falsche pflAster odEr,“ noch einmal näher die Vergleichssituation. Die Proposition der Äußerung wird mit der Modalpartikel *ja* als *common ground* markiert. Mit dem finalem „odEr,“ indiziert NNR3 hingegen einen *epistemic downgrade* (HERITAGE 2012). Nach einer kurzen Pause von 0.2 Sek. nimmt NNR3 zunächst mit „FRÜher;“ eine Explikation der Zeitreferenz vor. Bevor sie nach einer weiteren Pause mit „da gAb_et doch keine allerg\ allerGIEpflaster <<p>oder sowas;>“ (Z. 6f.) noch einmal eine explizierende Reformulierung ihrer Hypothese äußert. NNR3 benennt hier mit „allerGIEpflaster“ explizit eine Alternative zu „falsche pflAster“. Mit appendiertem „oder sowas“ verweist sie auf den eigenschaftsreferenziellen Gebrauch der Referenzform. Überlappend mit der letzten Silbe von „allerGIEpflaster“, also mit dem Erreichen eines potenziellen syntaktischen Abschlusspunktes, setzt NNR1 bereits mit „so so“ (Z. 8) zur Realisierung eines Verstehensdisplays an, bricht die Struktur aber ab und setzt in Zeile 9 mit „aus so Anderm STOFF,“ noch einmal neu an. NNR1 demonstriert damit zunächst Verstehen, bevor sie mit „geNAU;“ (Z. 10) die von NNR3 geäußerte Hypothese bestätigt. Nach einer Pause von 0.9 Sek. realisiert sie mit der Prädikativkonstruktion „dA:t is E:cht heute TOLL;“ (Z.12) schließlich eine positive Evaluation der gegenwärtigen Situation.

In Beispiel 10 wird also in Bezug auf eine argumentative Grundlage bzgl. einer positiven Evaluation der heutigen medizinischen Versorgungslage *common ground* sichergestellt, indem präsupponiertes Wissen expliziert und intersubjektiv abgesichert wird. Dieser Aushandlungsprozess wird mit der mit „odEr,“ erweiterten Äußerung in Zeile 2 seitens NNR3 in Gang zu setzen versucht. Dies lässt sich daran festmachen, dass NNR3 zweimal nach Ausbleiben einer Reaktion ihre initiale Äußerung überarbeitet und expliziert, um die Realisierung eines zweiten Paarteils zu initiieren, der in Zeile 8 bis 10 dann von NNR1 auch produziert wird. Nach erfolgreicher Herstellung einer affiliativen Alignierung bzgl. des relevanten Hintergrundwissens („Früher gab es sowas nicht.“) wird die in „kann_mi_nich dran erInnern dat wir als KINder mal so-

Beide Sequenzen zeigen, dass und wie Interagierende die Alignierung ihrer kognitiven Modelle mit dem Gebrauch von *oder* mit finalsteigender Intonation forcieren, um Intersubjektivität sicherzustellen und nicht mental auseinanderzudriften. *Oder* funktioniert, zumindest in den untersuchten Daten, in Bezug auf die indizierte epistemische Konstellation und den damit verbundenen Handlungsimplicationen somit zum einen deutlich anders als *ne* und *wa*. Zum anderen wird *oder*, wie auch für *ne* beschrieben, in beiden Gesprächen gleich verwendet.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Ausgangspunkt der Argumentation war die Behauptung, dass es an der Zeit ist, dass die Dialektologie sich mit ernsthaftem Interesse der Alltagssprache (im Sinne von AUER 1990) unter Berücksichtigung ihrer Spezifika als Sprache der Interaktion zuwendet. Die Analyse regionaler Alltagssprache erscheint u. a. deshalb von enormer Bedeutung, da sich die Dialektologie auf diese Weise auf lange Sicht ihre Daseinsberechtigung sichern könnte: Solange Menschen von Angesicht zu Angesicht miteinander reden und sich in diesen Interaktionen soziale Gemeinschaften (re)konstituieren, wird es aufgrund der räumlichen Bindung von Face-to-face-Interaktionen immer auch zu sprachräumlichen Ausdifferenzierungen kommen (vgl. Lanwer i. V.). Diese sprachräumlichen Ausdifferenzierungen lassen sich allerdings nur dann adäquat aufdecken, wenn man sich der Analyse der Lebenswelt zuwendet, in der sich diese manifestieren. Im Rahmen des vorliegenden Beitrags wurde am Beispiel einer Untersuchung des Gebrauchs von Alignmentmarkern am Nordniederrhein und im Westmünsterland gezeigt, was es bedeutet, analytisch in die Lebenswelt der Sprecher vorzudringen, um die dort herrschenden Gebrauchsmuster aufzudecken und areal zu vergleichen. Mittels eines sequenzanalytischen Ansatzes konnte erste Evidenz dafür geliefert werden, dass sich mit Blick auf die Verwendung der Marker *ne* und *wa* unterschiedliche Gebrauchsfrequenzen beobachten lassen, die auf funktionale Differenzen rückführbar sind. Diese Differenzen wurden im Zusammenhang mit Verfahren der epistemischen Positionierung beschrieben und in Bezug auf Aspekte der Herstellung, Aktivierung und Sicherstellung von *common ground* rekonstruiert.

In Bezug auf den Marker *ne* konnte festgestellt werden, dass dieser zum einen bestehenden *common ground* anzeigen kann, der dann im weiteren Gesprächsverlauf als inferenzielle Basis relevant gesetzt wird. Zum anderen kann mit *ne* aber auch sprecherseitig epistemische Vorrangstellung und / oder Unabhängigkeit angezeigt und / oder die Relevanz der Überführung von Wissen in den *common ground* indiziert werden. Diese Differenzierung geht in den nordniederrheinischen ebenso wie in den westmünsterländischen Daten mutmaßlich mit einem Unterschied in der prosodischen Gestaltung einher. Verwendungen von *ne*, die auf bestehende *common ground* verweisen, zeigen einen steilen, häufig konkaven Anstieg. Verwendungen von *ne*, die Wissen beanspruchen und/oder anbieten, zeigen einen flachen eher konvexen Anstieg. In Bezug

auf *wa* ließ sich eine solche prosodische Differenzierung bisher nicht beobachten.¹⁶ Der Marker *wa* wird in beiden Regionen sehr wahrscheinlich ausschließlich mit flachem, konvexem Anstieg realisiert. Mit Blick auf die Funktionen von *wa* zeigen sich aber areale Unterschiede. In dem nordniederrheinischen Gespräch wird *wa* eingesetzt, um Wissen zur Überführung in den *common ground* anzubieten. Der Marker zeigt hier somit eine Tendenz zur funktionalen Teilsynonymie zu *ne*, die sich mit der Art der prosodischen Gestaltung deckt. In den Daten aus dem Westmünsterland lässt sich für *wa* hingegen ein spezifisches Funktionsprofil abseits der für *ne* beschriebenen Verwendungsweisen rekonstruieren. Die Belege deuten darauf hin, dass *wa* hier als eine Art Subjektivitätsmarker fungiert, der hypothetische Konzeptualisierungen von Szenen zur (potenziell scherzhaften) Weiterverarbeitung anbietet. Dabei werden häufig Befürchtungen zum Ausdruck gebracht, wie es ähnlich auch HARREN (2001) beschreibt. Diese funktionale Differenz erklärt die frequenzbezogenen Unterschiede zwischen *ne* und *wa* in den untersuchten Daten: Der Marker *wa* kommt am Niederrhein häufiger vor, da er ein breiteres Funktionsspektrum als im Westmünsterland aufweist. Der Marker *ne* kommt in den niederrheinischen Daten tendenziell seltener vor, da er in funktionalen Teilbereichen durch *wa* ersetzt werden kann. (Hier ergibt sich potenziell die Frage, ob die verschiedenen Marker am Niederrhein ggf. unterschiedlichen Verdichtungsbereichen innerhalb des arealsprachlichen Repertoires zugehörig sind.) Der Umstand, dass *oder* hingegen in beiden Gesprächen mit ähnlicher Frequenz vorkommt, kann wiederum dadurch erklärt werden, dass der Marker in beiden Regionen ein identisches und zugleich von den anderen Markern deutlich abweichendes Funktionsprofil aufweist. Der Marker operiert in beiden Gesprächen auf der Ebene der Sicherstellung von Alignment, indem präsupponiertes Wissen offengelegt und intersubjektiv ausgehandelt wird, wie es bereits KÖNIG (i. Dr.) beschreibt.

Für einen arealen Vergleich, der auf die Kartierung regionaler Gebrauchsmuster abzielt, sind die Ergebnisse allerdings nach wie vor unzureichend: Die Analyse gibt nur eine grobe funktionale Aufgliederung wieder, die in ihrer Konsistenz sowie mit Blick auf Angemessenheit der Granularität hinsichtlich der Beschreibung aller Fälle noch zu prüfen ist. Aufschluss über die Binnenstrukturierung der regionalen Inventare von Alignmentmarkern kann nur eine statistisch fundierte Kollektionsanalyse geben, die eine akribische und kontextsensible Kodierung aller Belege erforderlich macht, wie sie bisher nicht erfolgt ist. Ein solches Verfahren ist in LANWER (i. Dr.) im theoretischen Rahmen der Interaktionalen Konstruktionsgrammatik ausgearbeitet worden. Das Verfahren ermöglicht es, auf der Basis einer Kodierung von Form- und Funktionsmerkmalen (einschließlich Prosodie, Sequenzkontext, Hörerreaktion usw.) rekurrente Muster in den Daten zu entdecken und bzgl. ihrer distinktiven Merkmale zu beschreiben. In eine solche Analyse müssten im Bereich der Prosodie neben Informationen über den Verlauf der Kontur weitere Parameter wie Akzentuierung und Phrasierung einfließen. Außerdem müssten weitere Kandidaten für Alignmentmarker

16 Einen vergleichbaren Unterschied, der allerdings segmental kodiert ist, dokumentieren ENFIELD et al. (2012) im Niederländischen.

wie etwa *weeßte, ja, he* usw. in die Analyse eingeschlossen werden, um alle Möglichkeiten in Bezug auf Inventar und Differenzierung der in den verschiedenen Arealen jeweils verfügbaren Marker berücksichtigen zu können.

Literatur

- AdA = ELSPASS, Stephan / Robert MÖLLER (2003): *Atlas der deutschen Alltagssprache*. Online unter: www.atlas-alltagssprache.de.
- AUER, Peter (1990): *Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache*. Berlin New York.
- AUER, Peter / Susanne GÜNTNER (2005): *Die Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen – ein Fall von Grammatikalisierung?* In: Torsten LEUSCHNER u. a. (Hgg.): *Grammatikalisierung im Deutschen*. Berlin New York, S. 335–362.
- BERGMANN, Jörg (1981): *Ethnomethodologische Konversationsanalyse*. In: Peter SCHRÖDER / Hugo STEGER (Hgg.): *Dialogforschung*. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf, S. 9–51.
- BETZ, Emma (2015): *Indexing epistemic access through different confirmation formats: Uses of responsive (das) stimmt in German interaction*. In: *Journal of Pragmatics* 87, S. 251–266.
- BUBLITZ, Wolfram (1978): *Ausdrucksweisen der Sprechereinstellung im Deutschen und Englischen. Untersuchungen zur Syntax, Semantik und Pragmatik der deutschen Modalpartikeln und Vergewisserungsfragen und ihrer englischen Entsprechungen*. Tübingen.
- BURKHARDT, Armin (1982): *Gesprächswörter. Ihre lexikologische Bestimmung und lexikographische Beschreibung*. In: Wolfgang MENTRUP (Hg.): *Konzepte zur Lexikographie. Studien zur Bedeutungserklärung in einsprachigen Wörterbüchern*. Tübingen, S. 138 – 171.
- CHAFE, Wallace (1994): *Discourse, consciousness, and time. The flow and displacement of conscious experience in speaking and writing*. Chicago London.
- CLARK, Herbert H. (1996): *Using language*. Cambridge New York.
- CLARK, Herbert H. / Edward F. SCHAEFER (1989): *Contributing to discourse*. In: *Cognitive Science* 13, S. 259–294.
- COUPER-KUHLEN, Elisabeth / Margret SELTING (2018): *Interactional Linguistics. Studying language in social interaction* (Online-Chapter C). Cambridge.
- CROFT, William (2009): *Toward a social cognitive linguistics*. In: Vyvyan EVANS / Stephanie POURCEL (Hgg.): *New Directions in Cognitive Linguistics*. Amsterdam Philadelphia, S. 395–440.
- DEPPERMAN, Arnulf (2008): *Verstehen im Gespräch*. In: Heidrun KÄMPER / Ludwig M. EICHINGER (Hgg.): *Sprache, Kognition, Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*. Berlin New York, S. 225–261.
- DEPPERMAN, Arnulf (2014): *Handlungsverstehen und Intentionzuschreibung in der Interaktion I: Intentionsbekundungen mit wollen*. In: Pia BERGMANN et al. (Hgg.):

- Sprache im Gebrauch: räumlich, zeitlich, interaktional.* Festschrift für Peter Auer. Winter, S. 309–326.
- DEPPERMAN, Arnulf (2018): *Wissen im Gespräch.* In: Karin BIRKNER / Nina JANICH (Hgg.): *Handbuch Text und Gespräch.* Berlin Boston, S. 104–142.
- DEPPERMAN, Arnulf / Henrike HELMER (2013): *Zur Grammatik des Verstehens im Gespräch: Inferenzen anzeigen und Handlungskonsequenzen ziehen mit also und dann.* In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 32, S. 1–39.
- DOMBROWSKI, Ernst / Oliver NIEBUHR (2010): *Shaping phrase-final rising intonation in German.* In: *Proceedings of the 5th International Conference of Speech Prosody*, S. 1–7.
- DRAKE, Veronika (2016): *German questions and turn-final oder.* In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 17, S. 168–195.
- DREW, Paul (2012): *What Drives Sequences?* In: *Research on Language and Social Interaction* 45, 61–68.
- DU BOIS, John W. (2007): *The stance triangle.* In: Robert ENGLEBRETSON (Hg.): *Stancetaking in Discourse. Subjectivity, evaluation, interaction.* Amsterdam Philadelphia, S. 139–182.
- ELMENTALER, Michael (2006): *Sprachlagenspektren im arealen Vergleich. Vorüberlegungen zu einem Atlas der deutschen Alltagssprache.* In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, S. 1–29.
- ELMENTALER, Michael et al. (2015): *Sprachvariation in Norddeutschland (SiN).* In: Roland KEHREIN u. a. (Hgg.): *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven.* Berlin Boston, S. 397–424.
- ELMENTALER, Michael / Peter ROSENBERG (2015): *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA).* Hildesheim.
- ENFIELD, Nick J. (2006): *Social consequences of a common ground.* In: *Roots of human sociality: Culture, cognition and interaction*, S. 399–431.
- ENFIELD, Nick J. (2011): *Sources of asymmetry in human interaction: enchrony, status, knowledge and agency.* In: Tanya STIVERS u. a. (Hgg.): *The morality of knowledge in conversation.* Cambridge, S. 285–312.
- ENFIELD, Nick J. / Penelope BROWN / Jan P. DE RUITER (2012): *Epistemic dimensions of polar questions: sentence-final particles in comparative perspective.* In: Jan P. DE RUITER (Hg.): *Questions: Functional, formal and interactional perspectives.* New York, S. 193–221.
- ENGEL, Eduard (1922): *Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig.* Leipzig.
- FISCHER, Kerstin (2017): *Conversation, construction grammar, and cognition.* In: *Language and Cognition* 7, S. 563–588.
- FRIED, Mirjam / Jan Ola Östman (2005): *Construction Grammar and spoken language: The case of pragmatic particles.* In: *Journal of Pragmatics* 37, S. 1752–1778.
- GARROD, Simon / Martin J. PICKERING (2009): *Joint action, interactive alignment, and dialog.* In: *Topics in Cognitive Science* 1, S. 292–304.
- GOFFMAN, Erving (1981): *Forms of talk.* Philadelphia.

- GOLATO, Andrea (2000): *An innovative German quotative for reporting on embodied actions: Und ich so/und er so „and I'm like/and he's like“*. In: *Journal of Pragmatics* 32, S. 29–54.
- GOLATO, Andrea (2002): *German compliment responses*. In: *Journal of Pragmatics* 34, S. 547–571.
- GOLATO, Andrea / Emma BETZ (2008): *German ach and achso in repair uptake: Resources to sustain or remove epistemic asymmetry*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 27, S. 7–37.
- GOLATO, Andrea / Zsuzsanna FAGYAL (2008): *Comparing single and double sayings of the German response token ja and the role of prosody: A conversation analytic perspective*. In: *Research on Language and Social Interaction* 41, S. 241–270.
- GÜNTHNER, Susanne (2000): *Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion: Grammatische, prosodische, rhetorisch-stilistische und interaktive Verfahren bei der Konstitution kommunikativer Muster und Gattungen*. Tübingen.
- GÜNTHNER, Susanne (2015): *Ko-Konstruktionen im Gespräch: Zwischen Kollaboration und Konfrontation*. In: Ulrich DAUSENDSCHÖN-GAY u. a. (Hgg.): *Ko-Konstruktionen in der Interaktion. Die gemeinsame Arbeit an Äußerungen und anderen sozialen Ereignissen*. Bielefeld, S. 55–74.
- HAAS, Walter (2011): *Ist Dialektologie Linguistik?* In: Elvira GLASER u. a. (Hgg.): *Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation*. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart, S. 9–22.
- HAGEMANN, Jörg (2009): *Tag questions als Evidenzmarker. Formulierungsdynamik, sequenzielle Struktur und Funktionen redegunginterner tags*. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, S. 145–176.
- HARREN, Inga (2001): *„ne?“ in Alltagsgesprächen – Interaktive Funktionen und Positionierungen in Turn und Sequenz*. Staatsarbeit. Universität Osnabrück.
- HERITAGE, John (1984): *Garfinkel and Ethnomethodology*. Cambridge.
- HERITAGE, John (2012): *Epistemics in action: Action formation and territories of knowledge*. In: *Research on Language & Social Interaction* 45, S. 1–29.
- HERITAGE, John (2012): *The Epistemic engine: Sequence organization and territories of knowledge*. In: *Research on Language & Social Interaction* 45, S. 30–52.
- HERITAGE, John / Geoffrey RAYMOND (2005): *The terms of agreement: Indexing epistemic authority and subordination in talk-in-interaction*. In: *Social Psychology Quarterly* 68, S. 15–38.
- IMO, Wolfgang (2009): *Konstruktion oder Funktion? Erkenntnisprozessmarker („change-of-state token“) im Deutschen*. In: Susanne GÜNTHNER / Jörg BÜCKER (Hgg.): *Grammatik im Gespräch: Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung*. Berlin New York, S. 57–86.
- IMO, Wolfgang (2011): *„Jetzt geh'n wir einen trinken, gell?“*. *Vergewisserungssignale*. In: Sandro M. MORALDO (Hg.): *Deutsch aktuell*. 2. Einführung in die Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Rom, S. 127–150.

- IMO, Wolfgang (2013): *Sprache-in-Interaktion. Analysemethoden und Untersuchungsfelder*. Berlin Boston.
- IMO, Wolfgang / Evelyn ZIEGLER (2019): *Situierte Konstruktionen: das Indefinitpronomen man im Kontext der Aushandlung von Einstellungen zu migrationsbedingter Mehrsprachigkeit*. In: *Konstruktionsgrammatik und Mehrsprachigkeit* 94, S. 75–104.
- JEFFERSON, Gail (1978): *Sequential aspects of storytelling in conversation*. In: *Studies in the Organization of Conversational Interaction*, S. 219–248.
- JEFFERSON, Gail (1981): *The abominable ne? An exploration of post-response pursuit of response*. In: Peter SCHRÖDER / Hugo STEGER (Hgg.): *Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf, S. 53–88.
- KIMPS, Ditte (2018): *Tag questions in conversation: A typology of their interactional and stance meanings*. Amsterdam Philadelphia.
- KIMPS, Ditte / Kristin DAVIDSE / Bert CORNILLIE (2014): *A speech function analysis of tag questions in British English spontaneous dialogue*. In: *Journal of Pragmatics* 66, S. 64–85.
- KÖNIG, Katharina (2017): *Question tags als Diskursmarker? Ansätze zu einer systematischen Beschreibung von ne im gesprochenen Deutsch*. In: Hardarik BLÜHDORN et al. (Hgg.): *Diskursmarker im Deutschen. Reflexionen und Analysen*. Mannheim, S. 233–258.
- KÖNIG, Katharina (i. Dr.): *Prosodie und epistemic stance: Konstruktionen mit finalem oder*. In: Wolfgang IMO / Jens Philipp LANWER (Hgg.): *Prosodie und Konstruktionsgrammatik*. Berlin Boston.
- LANGACKER, Ronald W. (1999): *Grammar and conceptualization*. Berlin New York.
- LANGACKER, Ronald W. (2001): *Discourse in Cognitive Grammar*. In: *Cognitive Linguistics* 12, S. 143–188.
- LANWER, Jens Philipp (2015): *Regionale Alltagssprache. Theorie, Methodologie und Empirie einer gebrauchsbasierten Areallinguistik*. Berlin Boston.
- LANWER, Jens Philipp (2017): *Koreferenz: eine Frage des common ground? Überlegungen zum Funktionsspektrum weiter Appositionen an der Schnittstelle von Interaktion und Kognition*. In: *Deutsche Sprache* 45, S. 222–244.
- LANWER, Jens Philipp (i. Dr.): *Appositive Syntax oder appositive Prosodie?* In: Wolfgang IMO / Jens Philipp LANWER (Hgg.): *Prosodie und Konstruktionsgrammatik*. Berlin Boston.
- LANWER, Jens Philipp (i. V.): *Sprachvariation, Interaktion und Raum*. In: Markus DENKLER / Jens Philipp LANWER (Hgg.): *Dialektologie und Gesprächslinguistik*. Hildesheim.
- LEVINSON, Stephen (2006): *Cognition at the heart of human interaction*. In: *Discourse Studies* 8, S. 85–93.
- LOCAL, John / John KELLY (1986): *Projection and „silences“: Notes on phonetic and conversational structure*. In: *Human Studies* 9, S. 185–204.
- NORRICK, Neal R. (1995): *Hunh-tags and evidentiality in conversation*. In: *Journal of Pragmatics* 23, S. 687–692.

- NÜBLING, Damaris (2009): *Die nicht-flektierbaren Wortarten*. In: Dudenredaktion (Hg.): *Duden. Die Grammatik*. 8., überarb. Aufl. Berlin, S. 567–633.
- OLOFF, Florence (2017): *Genau als redebeitragsinterne, responsive, sequenzschließende oder sequenzstrukturierende Bestätigungspartikel im Gespräch*. In: Hardarik BLÜHDORN et al. (Hgg.): *Diskursmarker im Deutschen. Reflexionen und Analysen*. Göttingen, S. 207–232.
- PAVLIDOU, Theodossia (1997): *The last five turns: preliminary remarks on closings in Greek and German telephone calls*. In: *International Journal of the Sociology of Language* 126, S. 145–162.
- PETERS, Jörg (2010): *Intonation des Niederdeutschen. Eine Untersuchung zu Weener (Rheiderland)*. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 133, S. 105–140.
- RAYMOND, Geoffrey (2018): *Which epistemics? Whose conversation analysis?* In: *Discourse Studies* 20, S. 57–89.
- REHBEIN, Jochen (1979): *Sprechhandlungsaugmente. Zur Organisation der Hörersteuerung*. In: Harald WEYDT (Hg.): *Die Partikeln der deutschen Sprache*. Berlin New York, S. 58–74.
- ROBINSON, Jeffrey D. (2016): *Accountability in social interaction*.
- SAKITA, Tomoko I. (2013): *Discourse markers as stance markers: Well in stance alignment in conversational interaction*. In: *Pragmatics & Cognition* 21, S. 81–116.
- SCHEGLOFF, Emanuel A. (1984): *On some questions and ambiguities in conversation*. In: *Structures of Social Action*, S. 28–52.
- SCHEGLOFF, Emanuel A. (1996): *Turn Organization: one intersection of grammar and interaction*. In: Elinor OCHS u. a. (Hgg.): *Interaction and grammar*. Cambridge, S. 52–133.
- SCHU, Josef / Stephan STEIN (1994): *Lexikalische Gliederungssignale in spontan gesprochener Sprache: mehr Fragen als Antworten?* In: *Deutsche Sprache* 22, S. 241–261.
- SCHWITALLA, Johannes (2002): *Kleine Wörter. Partikeln im Gespräch*. In: Jürgen DITTMANN / Claudia SCHMIDT (Hgg.): *Über Wörter*. Freiburg, S. 259–281.
- SELTING, Margret (1995): *Prosodie im Gespräch. Aspekte einer interaktionalen Phonetologie der Konversation*. Tübingen.
- SELTING, Margret et al. (2009): *Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2)*. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, S. 353–402.
- SELTING, Margret / Elizabeth COUPER-KUHLEN (2000): *Argumente für die Entwicklung einer „interaktionalen Linguistik“*. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 1, S. 76–95.
- SIDNELL, Jack (2012): *“Who knows best?”: Evidentiality and epistemic asymmetry in conversation*. In: *Pragmatics and Society* 3, S. 294–320.
- Şimşek, Yazgül (2012): *Sequenzielle und prosodische Aspekte der Sprecher-Hörer-Interaktion im Türkendeutschen*. Münster u. a.
- STUKENBROCK, Anja (2015): *Deixis in der face-to-face-Interaktion*. Berlin u. a.

- TOMASELLO, Michael et al. (2005): *Understanding and sharing intentions: The origins of cultural cognition*. In: *Behavioral and Brain Sciences* 28, S. 675–691.
- WATERS, Cathleen (2016): *Practical strategies for elucidating discourse-pragmatic variation*. In: Heike PICHLER (Hg.): *Discourse-Pragmatic Variation and Change in English: New Methods and Insights*. Cambridge, S. 41–56.
- WEBER, Ursula (1987): *Personalpronomina und die Partikeln ja, also und ne? in Instruktionsdialogen*. In: *Sprache und Pragmatik*. Lunder Symposium 1986. Stockholm, S. 385–405.
- WILLKOP, Eva-Maria (1988): *Gliederungspartikeln im Dialog*. München.
- ZIFONUN, Gisela / Ludger HOFFMANN / Bruno STRECKER (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin New York.

Transkriptionszeichen (GAT 2)

Phrasenfinale Tonhöhenbewegung

| | |
|---|----------------------|
| ? | hoch steigend |
| , | mittel steigend |
| – | gleichbleibend |
| ; | mittel fallend |
| . | tief fallend |
| \ | prosodischer Abbruch |

Akzentuierung

| | |
|----------|----------------------|
| akZENT | Fokusakzent |
| akzEnt | Nebenakzent |
| ak!ZENT! | extra starker Akzent |
| akZE:NT | Dehnung |

Veränderung der Sprechgeschwindigkeit

| | |
|---------|------------------|
| <<all>> | allegro, schnell |
| <<len>> | lento, langsam |

Rezeptionssignale, Atmen und Lachen

| | |
|-------|--|
| hm | einsilbiges Rezeptionssignal |
| hm_hm | zweisilbiges Rezeptionssignal |
| ?hm | Rezeptionssignal mit initialem Glottalverschluss |
| °h | hörbares Einatmen |
| h° | hörbares Ausatmen |
| @ | (stimmhafte) Lachsilbe |

Robert Damme, Münster

Der ›Vocabularius Theutonicus‹ als Quelle für den Einbecker Wortschatz des ausgehenden 14. Jahrhunderts¹

Jan Goossens zum 90. Geburtstag am 19. 2. 2020

Der ›Vocabularius Theutonicus‹ (im Folgenden: ›Voc. Theut.‹) ist ein spätmittelalterliches, vermutlich für den elementaren Lateinunterricht konzipiertes deutsch-lateinisches Wörterbuch. Überliefert sind 18 Textzeugen: 17 davon sind handschriftlicher Art und stammen aus dem 15. Jahrhundert; außerdem hat das Wörterbuch 1509/10 eine Druckauflage in Münster erfahren. Von den 18 Textzeugen weisen 16 einen westfälischen, ostfälischen oder südniederfränkischen, zwei einen westoberdeutschen Lautstand auf. Die 18 Textzeugen lassen sich fünf Fassungen zuordnen: einer Ausgangsfassung und vier Folgeredaktionen. Einen Eindruck vom Aufbau des ›Voc. Theut.‹ in der Ausgangsfassung vermitteln bereits die ersten Wortartikel (zitiert nach DAMME 2011):

- A001 **Abbet** abbas et dicitur ab abba grece, id est pater in latino
A002 **Abbesete** alphabetum, abbecedarium
A003 **Abeteken** apoteka; vnde ys eyn stejde, dar me arsedye to vorkopende plecht
A004 **Abeteker** apotekarivs, herbularius; vnde ys eyn man, de arsedyghe to vorkopende plecht
A005 **Abraham** abraham; vnde ys eyn vader al des ioddessen schleches
A006 **Acker** ager
A007 **Ackerman** buweman, bvr, buwer; agricola, ruricola
A008 **Adam** adam; vnde ys de erste mynsche, den god scop
A009 **Adamas** adamas; vnde ys eyn eydeylsteyn vnde ys dat allerhardeste dink, dat me vp ertrike wet vnde maket enne wek myt warmem blode
A010 **Adere** vena, fleba, fibra
A011 **Adere** vippera; vnde ys eyn worm vilna also eyn slanghe edder eyn snake

Der ›Voc. Theut.‹ hat in der Ausgangsfassung einen Umfang von 4 632 Einträgen. Die alphabetisch sortierten Wortartikel haben ein volkssprachiges Stichwort und erschließen so den lateinischen Wortschatz von der mittelniederdeutschen Volkssprache aus.

¹ Aktualisierte Fassung meines am 6. Oktober 2011 in Paderborn auf der 29. Jahrestagung des Internationalen Arbeitskreises „Historische Stadtsprachenforschung“ gehaltenen Vortrags.

Der münsterische Druck von 1509/10 überliefert für dieses damals ungewöhnliche Konzept folgenden Werbetext auf der Titelseite:

In dessen vocabulario sted dat dudessche voer. vnde ys seer nut all den ghenen de dudessche kunnen lesen. vnde begheren vocabula tho weten in latino de moghen se hyr ynne vinden.

Der in der Stichwortliste enthaltene Wortschatz lässt sich als Grundwortschatz charakterisieren. Es kommen nur Wörter des Allgemeinwortschatzes vor; fachsprachliche Ausdrücke fehlen. Außerdem sind alle Wortarten vertreten, nicht nur Nomina und Verben. Grundsätzlich handelt es sich um ein zweisprachig deutsch-lateinisches Wörterbuch, doch enthalten 60 Prozent aller Wortartikel volkssprachige Bestandteile, die die Bedeutung des Stichworts erläutern. Beispiele dafür liefern die Wortartikel A003 – A005, A007 – A009 sowie A011.

Neben der innovativen Konzeption verdient vor allem der in der Stichwortliste überlieferte Wortschatz Beachtung. Während spätere Abschriften – und dazu zählen die vorhandenen 18 Textzeugen – sprachlich eine Mischung aus Vorlagen- und Schreiberwortschatz bieten, ist in der Ausgangsfassung des ›Voc. Theut.‹ von einem einheitlichen regionalen oder gar lokalen Wortschatz auszugehen (vgl. DAMME 1987). Eine solche Sammlung aus dem Spätmittelalter hätte eine große Bedeutung für die Sprach- und vor allem für die Wortgeschichtsschreibung.

Keiner der 18 Textzeugen überliefert die Ausgangsfassung; vielmehr bieten sie alle einen recht individuellen Text und unterscheiden sich zum Teil erheblich voneinander. Neben Varianten in der Formulierung gibt es Zusätze und Auslassungen von Wortartikeln oder Wortartikelteilen. Erst eine überlieferungsgeschichtliche Ausgabe kann die Ausgangsfassung transparent machen. Eine solche Edition liegt seit 2011 zum ›Voc. Theut.‹ vor (DAMME 2011). Sie ermöglicht zwar keinen buchstaben-, aber doch zumindest einen wortgetreuen Zugriff auf die Ausgangsfassung. Um den so vorliegenden Text für die Forschung nutzbar zu machen, muss er erstens räumlich und zeitlich verortet werden. Darüber hinaus muss zweitens abgeklärt werden, ob der im Wörterbuch aufgezeichnete Wortschatz an dem im ersten Schritt ermittelten Ort auch tatsächlich gebräuchlich war. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, Antworten auf beide Fragestellungen zu geben.

1. Die Verortung

1.1. Die zeitliche Zuordnung

Die Zeit der Entstehung des Wörterbuchs lässt sich relativ sicher bestimmen. Den Terminus ante quem liefert der Textzeuge b1 (DAMME 2011, 1, 51), der als Jahr der Niederschrift die Angabe „1400“ enthält. Eine Wasserzeichenanalyse bestätigt diese Datierung. Da es sich bei b1 um eine bereits bearbeitete Fassung handelt, liegt der

Schluss nahe, dass die Ausgangsfassung eher entstanden ist. Der Terminus post quem ergibt sich aus der Erwähnung von Avignon als Papststadt:²

A194 **Auion** eyn stat des paweses in francrike; auiniona

Das Kirchenschisma begann im Jahre 1378. Die Aufnahme in das Vokabular setzt aber voraus, dass das Schisma bereits über einen gewissen Zeitraum Bestand gehabt hat. – Kombiniert man beide Daten, so erweisen sich die 1390-er Jahre als die Zeitspanne, in der der ›Voc. Theut.‹ aller Wahrscheinlichkeit nach entstanden ist.

1.2. Die geografische Zuordnung

Das Wörterbuch ist anonym in dem Sinne überliefert, dass es kein Vorwort bzw. keinen Prolog gibt, in dem sich der Verfasser nennt. Hingegen enthält ein in den früheren 1430-er Jahren niedergeschriebener Textzeuge im Kolophon einen Hinweis auf den Autor. Dieser Hinweis findet sich in der Wolfenbütteler Handschrift w2 in Form eines Urhebervermerks: Nach dem üblichen *Et sic est finis vocabularii* folgt der Zusatz *Editus per Magistrum Johannem Egeberti de Embecke* (Bl. 246^{ra}) (DAMME 2011, 1, 75). Johannes Egberti stammt nach dieser Notiz aus Einbeck, dem damaligen Zentrum des südniedersächsischen Raums. Zwischen 1411 und 1414 wird er zweimal im Kämmerregister aus Göttingen genannt. Dem zweiten Eintrag zufolge übernimmt Johannes Egberti ein Haus von dem bekannten Einbecker Gelehrten Dietrich Engelhus.

Johannes Egberti ist wie Dietrich Engelhus Magister und soll nach STEENWEG (1991, 27, Anm. 92) zusammen mit diesem in den 1390-er Jahren in Erfurt immatrikuliert gewesen sein. In den Matrikellisten der Erfurter Universität kommt der Name *Johannes Egbert* bzw. *Egberti* nicht vor. Jedoch ist dort in den Jahren 1392/94 zusammen mit Engelhus ein gewisser (Egbertus) Egberti de Embek bezeugt, der später Fakultätsdekan wird und bald darauf stirbt (vgl. KLEINEIDAM 1964, 235). Es kann sich also bei diesem Egberti nicht um den Johannes Egberti handeln, der Anfang der 1410-er Jahre im Kämmerregister genannt wird.

In jedem Fall ist der Name Egberti mit Einbeck verbunden. Im Gelehrtenregister RAG wird dieser Name nur in Verbindung mit Einbeck bezeugt.

Eine Autorennennung im Kolophon einer späteren Abschrift allein hat nur wenig Aussagekraft; ihre Authentizität muss sich erst noch erweisen. Glücklicherweise liefert der Vokabulartext selbst ein überzeugendes Argument für die Richtigkeit der Angabe in der Handschrift w2.

Der ›Voc. Theut.‹ enthält zahlreiche ausführlichere Erläuterungen in der Volkssprache, jedoch nur vier in Latein:

A001 **Abbet** abbas et dicitur ab abba grece, id est pater in latino

2 Dank an Dr. Norbert Nagel, der mich auf die Relevanz dieses Wortartikels für die Datierung aufmerksam machte.

- D244 **Duuel** diabolus, demon et propria nomina, que ponuntur pro diabolis, sathanas, bel, belial, belsebuc, astarot, lucifer
- G033 **Gel** glaucus, gilvvs, croceus, ceruleus, sicud de croco et de sera sic de rebus glaucis inpropria similia derivari potest et similiter de omnibus coloribus
- S736 **Swingebret** cifratrillum. Quis auctor huius sit, dubitatur

Die Zusätze der ersten drei Wortartikel betreffen die Lexik. Der Benutzer erhält Informationen über die Etymologie, die Synonymik und die Wortbildung. Erwähnt sei noch, dass der Zusatz im ersten Wortartikel einem damals gebräuchlichen griechisch-lateinischen Wörterbuch und der im zweiten Wortartikel der Hauptquelle des ›Voc. Theut.‹, dem so genannten ›Liber ordinis rerum‹ entnommen sind.

Anders verhält es sich mit dem Zusatz im vierten Wortartikel: *Quis auctor huius sit, dubitatur* (‘wer Autor, Urheber dieses [Gegenstandes / Werkes] ist, ist ungewiss’); er passt ganz und gar nicht in den Rahmen des ›Voc. Theut.‹. An keiner anderen Stelle im Wörterbuch wird die Urheberschaft eines im Stichwort genannten Gegenstandes thematisiert. Wenn dies hier geschieht, so sicherlich nicht ohne Grund. Möglicherweise enthält dieser Wortartikel einen versteckten Hinweis auf den Autor. Und in der Tat erweist sich das Wort *swingebret* als Anagramm. Die Buchstaben des Stichworts ergeben umgestellt die Lesung *egbertinws* ‘kleiner Egbert’.

Das lexikografische Umfeld liefert ein weiteres Argument für den Einbecker Bürger Johannes Egberti als Verfasser. Wie oben angedeutet, hat Johannes Egberti seinen berühmten Zeitgenossen Dietrich Engelhus (1362–1432) (dazu HONEMANN 1991) gekannt. Engelhus hatte sich einen Namen als Lehrer und Chronist gemacht. Darüber hinaus geht auf ihn ein bekanntes Wörterbuch zurück, der so genannte ›Vocabularius quadriidiomaticus‹ (im Folgenden: ›Voc. quad.‹). Dieses Vokabular besteht in der frühen Fassung aus drei Teilen: einem lateinischen mit vielen volkssprachigen Bedeutungserklärungen, einem hebräisch-lateinischen und einem griechisch-lateinischen Vokabular. Vergleicht man die Wörterbücher der beiden Einbecker Magister, so stellt sich heraus, dass sie sich komplementär zueinander verhalten. Der ›Voc. Theut.‹ richtet sich an Schüler, die anfangen Latein zu lernen und noch einen lateinischen Grundwortschatz aufbauen müssen. Hingegen ist der ›Voc. quad.‹ für fortgeschrittene Schüler konzipiert, die über fundierte Grundkenntnisse verfügen, sich einen lateinischen Aufbauwortschatz aneignen und darüber hinaus auch Griechisch und Hebräisch lernen wollen. Es drängt sich der Eindruck auf, dass beide Wörterbücher nicht unabhängig voneinander entstanden sind. Nicht einmal auszuschließen ist, dass sich die Autoren abgesprochen haben.³ Auch zeitlich würde diese Annahme passen: Der ›Voc. Theut.‹ ist vermutlich in den (frühen) 1390-er Jahren kompiliert

3 Der Umstand, dass der ›Voc. Theut.‹ später als vierter Teil in den ›Voc. quad.‹ integriert worden ist, spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle, da dies erst nach 1418 geschehen sein kann; denn der nun vierteilige ›Voc. quad.‹ enthält im lateinischen Teilvokabular einen Hinweis auf das Ende des Schismas.

worden; die älteste Handschrift des ›Voc. quad.‹ ist auf das Jahr 1394 datiert (vgl. GRUBMÜLLER 1967, 61 Anm. 2).

Es darf also nun als wahrscheinlich, wenn nicht gesichert gelten, dass es sich bei dem im Kolophon genannten Johannes Egberti aus Einbeck tatsächlich um den Autor des Vokabulars handelt. Das Wörterbuch geht also auf einen Einbecker Bürger zurück.

Die Heimat des Verfassers hat auch im Wörterbuch Niederschlag gefunden, und zwar in Form einiger geografischer Namen, die im ›Voc. Theut.‹ als Stichwörter aufgenommen sind. Die Nennung der damals bekannten Länder, Städte, Berge, Meere und Flüsse beruht fast ausschließlich auf Entlehnungen aus dem ›Liber ordinis rerum‹, einem lateinisch-deutschen Sachglossar, aus dem der Verfasser die große Masse der Wortgleichungen übernommen hat. Daneben kommen im ›Voc. Theut.‹ aber ein paar wenige geografische Namen vor, die nicht aus dieser Quelle stammen, sondern vom Verfasser eigenständig hinzugesetzt sein müssen und daher auf sein besonderes Interesse hindeuten. Diese drei Einträge (zwei Flüsse und ein Gebirge) weisen auf ein zusammenhängendes Areal: das Südniedersächsische.

H042 **Hart** is eyn wolt twisschen sassenlande vnde doringenlande; harto

L081 **Lene** en water in sassenlande; leyna

W170 **Wesere** eyn water twisschen sassenlande vnde westphalen; wesera

Weser und Harz bilden die westliche bzw. östliche Begrenzung des heutigen Südniedersachsen. Und die Leine liegt mitten in diesem Gebiet. Sie entspringt im Eichsfeld, fließt durch Göttingen und an Einbeck vorbei und mündet schließlich in die Aller, die im ›Voc. Theut.‹ unberücksichtigt bleibt. Im Zentrum des Leinetals liegt Einbeck, die Heimat des Verfassers Johannes Egberti.

Aus dem Leinetal ist darüber hinaus sogar die Stadt bzw. das Stift Hildesheim genannt; aber nicht als Stichwort, sondern als Teil einer diatopischen Markierung:

S060 **Scap** in demme stichte to hildensem, spisekaste; promptvarium; r. Caste

Die Nennung von Hildesheim ergänzt die bisherigen Erkenntnisse. Die im ›Voc. Theut.‹ vorhandenen inhaltlichen Hinweise stützen also die Hypothese, dass der ›Voc. Theut.‹ von einem Einbecker Bürger verfasst worden ist.

2. Sprachgeografie

Da spätmittelalterliche Vokabulare nicht selten geografisch unspezifischen Glossenwortschatz überliefern, kann nicht zwangsläufig davon ausgegangen werden, dass der Wortschatz im ›Voc. Theut.‹ den spätmittelalterlichen Wortschatz Einbecks widerspiegelt. Um die Frage zu klären, ob dies tatsächlich der Fall ist, wird der Wortschatz des ›Voc. Theut.‹ konfrontiert mit Ergebnissen spätmittelalterlicher Sprachgeografie,

die vor allem auf der Grundlage der variablenlinguistischen Methode ermittelt worden sind.

2.1. Mittelniederdeutsche Variablenlinguistik

Der folgenden Analyse liegen die Daten des 2017 veröffentlichten ‚Atlas der Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete‘ (im Folgenden: ASnA) (PETERS 2017) zugrunde. Aus der großen Zahl der in Frage kommenden Variablen scheidet zunächst all die aus, die im größten Teil des mittelniederdeutschen Sprachraums dominieren und von daher wenig Aussagekraft besitzen, etwa ‚diese(r)‘, ‚kein‘, ‚soll‘ usw. Außerdem kommen nur die Variablen in Frage, deren im >Voc. Theut.< überlieferte Variante ohne jeden Zweifel auf die Ausgangsfassung zurückgeht. Dies trifft fast ausschließlich auf Wörter in der Stichwortliste zu, deren unterscheidendes Merkmal sich möglichst unter den ersten Buchstaben befindet und deren Änderung eine Störung in der alphabetischen Reihenfolge verursacht hätte. Folgende Variablen erfüllen die genannten Kriterien:

- ‘Frau’: *vruwe* vs. *vro(u)we*
- ‘dritte(r)’: *dridde* vs. *drudde* vs. *dredde* vs. *derde*
- ‘dreißig’: *drittich* vs. *druttich* vs. *dertich*
- ‘ich’: *ek* vs. *ik*
- ‘mich’: *mek* vs. *mik* vs. *mi*
- ‘ihm’: *ome* vs. *eme*
- ‘jede(r)’: *iowelik* vs. *iewelik* vs. *iuwelik*
- ‘jene(r)’: *ionne* vs. *ienne*

Da der mutmaßliche Verfasser aus Einbeck stammt, ist zu untersuchen, ob die im Vokabular verwendete Volkssprache sich dem Ort oder zumindest dem Raum Einbeck zuordnen lässt. Aus diesem Grunde wird ergänzend zum ASnA, dessen Daten auf der Auswertung der spätmittelalterlichen Urkundensprache basieren, das Wörterbuch von Georg SCHAMBACH zum Vergleich herangezogen, das den mundartlichen Wortschatz des südlichen Leinetals mit den Städten Einbeck und Göttingen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts verzeichnet (zur Sprache dieses Wörterbuchs: DAHLBERG 1941).

1. ‘Frau’: *vruwe* (V408, V409, V410)

Die Variante *vruwe* kommt nach dem ASnA (3, 377f.) im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts fast ausschließlich im westlichen Ostfalen und östlichen Westfalen vor. Mehr als einen Beleg melden Göttingen (7), Einbeck (5), Goslar (3), Hameln (2) sowie Lemgo (3) und Osnabrück (2). – Die Mundart hat *frûe* (SCHAMBACH 1858, 281).

2. ‘dritte’: *dridde* (D179)

Der ASnA (3, 524f.) bezeugt *dridde* im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts als abschließliche Variante aus Braunschweig und Hildesheim. – Göttingen hat *dredde* als

Hauptform. – Die Mundart hat *dridde*, *dredde* (SCHAMBACH 1858, 48), wobei *dredde* vor allem für Göttingen gelten dürfte.

3. ‘dreißig’: *drittich* (D187)

Der ASnA (3, 505f.) bezeugt *drittich* im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts (dominant oder) ausschließlich aus Goslar, Hameln, Hannover und Hildesheim. – Die Mundart hat *drittig*, *dertig* (SCHAMBACH 1858, 48).

4. ‘ich’: *ek* (E026)

Der ASnA (3, 526) bezeugt *ek* im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts dominant oder ausschließlich aus Braunschweig, Einbeck, Goslar, Göttingen, Hameln und Hildesheim. – Die Mundart hat ebenfalls *ek* (SCHAMBACH 1858, 55).

5. ‘mich’: *mek* (M065)

Der ASnA (3, 530) bezeugt *mek* im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts dominant oder ausschließlich aus Braunschweig, Göttingen und Hildesheim. – Die Mundart hat *mek* (SCHAMBACH 1858, 55).

6. ‘ihm’: *ome* (O021)

Der ASnA (3, 536f.) bezeugt *ome* im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts dominant oder ausschließlich aus Einbeck, Goslar, Göttingen und Hildesheim. – Die Mundart meidet den alten Dativ und hat *ōne* (SCHAMBACH 1858, 76).

7. ‘jede(r)’: *iowelek* (I061)

Der ASnA (3, 654f.) bezeugt *iowelek* im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts dominant oder ausschließlich aus Braunschweig, Goslar, Göttingen und Hannover.

8. ‘jene(r)’: *ionne* (I055)

Der ASnA (3, 575) bezeugt die gerundete und vermutlich mundartnahe Variante *ionne* im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts nur aus Braunschweig; Göttingen meldet eine gerundete Form aus dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts. – Die Mundart hat *jöne* (SCHAMBACH 1858, 94).

Die zum Teil nur schwach bezeugten Variablen sind bis auf *vruwe*, *ek* und *ome* für den besagten Zeitraum aus Einbeck nicht belegt. Dies kann nicht verwundern, da aus Einbeck erheblich weniger Urkundenmaterial als aus anderen Städten zur Verfügung steht. In vier Fällen meldet aber zumindest eine Nachbarstadt die im ›Voc. Theut.‹ überlieferte Variante: *dridde* (Hildesheim), *drittich* (Goslar, Hildesheim), *mek* (Braunschweig, Göttingen, Hildesheim), *iowelek* (Goslar, Göttingen). Lediglich für *ionne* liefern auch die unmittelbaren Nachbarstädte keine zeitgenössischen Belege; der Beleg aus Göttingen ist 100 Jahre jünger. Das Problem bei dieser letzten Variable könnte in der Distanz der im ASnA verzeichneten mittelalterlichen Urkundensprache zur gesprochenen Sprache begründet liegen. Die bei Schambach 1858 aufgezeichnete Mundart hat bezeichnenderweise die Form mit gerundetem Vokal.

Aufgrund der untersuchten Variablen kann die in der Ausgangsfassung des ›Voc. Theut.‹ überlieferte Sprache einem dreieckigen Areal zugeordnet werden, dessen

Eckpunkte die Städte Hameln (Nordwesten) – Braunschweig (Nordosten) – Göttingen (Süden) bilden. Im Zentrum des Dreiecks liegt Einbeck. Nichts spricht gegen Einbeck als Heimat des im ›Voc. Theut.‹ aufgezeichneten Wortschatzes.

2.2. Feinjustierung

Die Sprache lässt sich dem Gebiet um Einbeck zuordnen, dem Leinetal. Aber dort liegen auch andere Städte, zu denen der Wortschatz passen könnte: Hildesheim im Norden und Göttingen im Süden. Für Hildesheim könnte die explizite Nennung im Vokabular sprechen, für Göttingen die Fülle der übereinstimmenden Varianten. Das bisher Gesagte enthält jedoch auch wesentliche Argumente gegen diese beiden Orte.

Hildesheim kommt als Teil einer diatopischen Markierung vor. Stammt die gesamte im ›Voc. Theut.‹ aufgezeichnete Wortschatz aus Hildesheim bzw. dem Stift Hildesheim, so erwiese sich die Markierung als überflüssig; denn nur als Ausnahme ergibt diese metasprachliche Äußerung einen Sinn. Der Verfasser setzt die Markierung, um auf einen sprachlichen Unterschied zum Stift Hildesheim aufmerksam zu machen. Für dort gebräuchliches *scap* verwendet der Verfasser das Wort *spisekaste*. So liefert dieser Eintrag vielmehr ein Argument für das südlichere Leinetal: für das Gebiet um Einbeck und Göttingen.

Da sowohl der Autor als auch die meisten oben herangezogenen Varianten für Göttingen bezeugt sind, wäre zu klären, ob der aufgezeichnete Wortschatz nicht auch in die Umgebung von Göttingen passen könnte. Eine sprachliche Variante spricht gegen diese Möglichkeit. Die typische Göttinger Form für ‘dritte’ lautet *dredde*, und diese Variante kommt in der Ausgangsfassung des ›Voc. Theut.‹ nicht vor. Hingegen überliefern zwei spätere Textzeugen, deren Schreiber bzw. Vorbesitzer aus bzw. aus der näheren Umgebung von Göttingen stammen, diese Variante. Sowohl b2 als auch w3 ersetzen *dridde* durch *dredde* und zerstören dadurch die alphabetische Reihenfolge der Stichwortliste.

Wenn sowohl Hildesheim als auch Göttingen ausfallen, bleibt im Leinetal als bedeutende Ortschaft nur Einbeck, die Heimat des Verfassers Johannes Egberti.

Gestützt wird dieses Ergebnis durch die spätmittelalterliche Wortgeografie von ‘Elster’ im Südniedersächsischen, die sich auf der Grundlage der Überlieferung des ›Voc. Theut.‹ rekonstruieren lässt (vgl. DAMME 2001, 15ff.). Es kommen fünf Varianten vor: *egester*, *alster*, *egelster*, *hegester* und *schare*. Die Ausgangsfassung des ›Voc. Theut.‹ überliefert die übliche mittelniederdeutsche Form *egester* sowie die mit *t*. markierte thüringische Variante (vgl. DAMME 1998):

E023 **Egester** pica; t. alster

Die Variante *egelster* ist bezeugt in zwei nach Göttingen zu verortenden Handschriften. b2 und w3 ersetzen das Stichwort *egester* durch *egelster*:

K Egester] Egelster b2
W Egester] Egelster w3

Die Varianten *hegester* und *schare* verzeichnet der im Bereich Braunschweig bzw. westlich davon zu verortende Textzeuge w1 (DAMME 2011, 1, 74) in einem Zusatzwortartikel:

S065.01 **Schare** *hegester*, *eyn voghel*; *pica w1*

Aufgrund der Belege in der Überlieferung des ›Voc. Theut.‹ ergibt sich für das Südniedersächsische eine Nord-Süd-Staffelung:

- *schare* und *hegester* im Norden (Hildesheim – Hannover – Braunschweig)
- *egester* im Bereich um Einbeck
- *egelster* im Bereich um Göttingen
- *alster* im Thüringischen.



Karte 1: Die mundartlichen Bezeichnungen für 'Elster' im Leinetal um 1940 (nach DWA)

Ein Vergleich mit der modernen Wortgeografie, wie sie der DWA und das Niedersächsische Wörterbuch (im Folgenden: NdsWB) wiedergeben, bestätigt diese Rekonstruktion. Das Wort *schare* ist in den Mundarten des 20. Jahrhunderts nur für die Region um Hannover und Braunschweig bezeugt. Für den Kreis Hildesheim gilt vor allem die Variante *hegester*, die sonst im Ostfälischen nur selten vorkommt (NdsWB 5, 859:

Häkster, Heckster). Die Form *egester* ist von der hochdeutschen Variante *Elster* verdrängt worden und weitgehend geschwunden. Relikte finden sich noch nördlich von Einbeck (NDSWB 3, 889: *Ēkster, Eckster*). Die Verdrängung der alten Form *egester* scheint jüngeren Datums zu sein, denn SCHAMBACH (1858, 55) kennt *äkster* als Hauptvariante neben *hökster*. Geschwunden ist in den Mundarten auch die Göttinger Variante *egelster*. Sie hat genau wie *egester* wohl wegen ihrer Nähe zur hochsprachlichen Form der Variante *Elster* Platz gemacht (NDSWB 3, 909: *Elster* verbr. bis allg. im Leinetal). Hingegen hat sich die nördliche Form *hegester* vermutlich deshalb gehalten, weil sie einen größeren Abstand zur Variante der Standardsprache aufweist. Die im ›Voc. Theut.‹ als thüringisch bezeichnete Form *alster* ist dort auch in den Mundarten noch verbreitet.

Die Analyse der spätmittelalterlichen Wortgeografie von „Elster“ bestätigt die zuvor gemachten Einschränkungen: Der ›Voc. Theut.‹ überliefert in der Ausgangsfassung weder den Wortschatz des nördlichen noch den des südlichen Leinetals. Die Hildesheimer Variante *hegester* fehlt dort ebenso wie die Göttinger Variante *egelster*. Im Leinetal weist das im ›Voc. Theut.‹ aufgezeichnete Wort *egester* in die Mitte zwischen den beiden genannten Orten: in den Bereich von Einbeck.

3. Ausblick

Der vom Einbecker Bürger Johannes Egberti verfasste ›Voc. Theut.‹ darf als ein Wörterbuch bezeichnet werden, das Einbecker Wortschatz des ausgehenden 14. Jahrhunderts überliefert. Etwa 350 Jahre später hat Georg Schambach (aus Göttingen, später Einbeck) mundartliches niederdeutsches Wortgut im Leinetal gesammelt und zu einem Wörterbuch zusammengestellt. Zudem dokumentiert mit dem NDSWB ein wissenschaftliches Großwörterbuch den mundartlichen Wortschatz dieses Gebietes. Für die historische Wortforschung ergibt sich hier also eine ausgezeichnete Konstellation. Drei Sprachstufen aus einer Region lassen sich vergleichen: Einbecker Normalwortschatz aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, Mundart aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie Mundart des 20. Jahrhunderts.

Der ›Voc. Theut.‹ überliefert etliche Wörter, die bei SCHAMBACH (1858) oder in der modernen Mundart nicht mehr oder nur relikthaft bezeugt sind. Aus dem Bereich des Tierwortschatzes seien exemplarisch *bretworm* ‘Kröte’, *cas* ‘Kater’ und *colsprinke* ‘Heuschrecke’, aber auch *egelster* ‘Elster’ aus Göttingen genannt; andere Wörter bzw. Wortformen sind an ihre Stelle getreten. Allein diese Beispiele lassen vermuten, dass das Einbecker Wörterbuch des Johannes Egberti der historischen Wortforschung des Südniedersächsischen zu manch neuer Erkenntnis verhelfen kann.

Literatur

- DAHLBERG, Thorsten (1941): *Studien über den Wortschatz Südhannovers. Erläuterungen zu Georg Schambachs Wörterbuch der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen* (Mit 86 Karten). Lund Leipzig.
- DAMME, Robert (1987): *Überlegungen zu einer Wortgeographie des Mittelniederdeutschen auf der Materialgrundlage von Vokabularhandschriften*. In: *Niederdeutsches Wort* 27, S. 1–59.
- DAMME, Robert (1998): *Diatopische Markierungen im ‚Vocabularius Theutonicus‘*. In: *Niederdeutsches Wort* 38, S. 141–180.
- DAMME, Robert (2001): *Zur südniedersächsisch-thüringischen Dialektscheide um und seit 1400*. In: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 124, S. 7–66.
- DAMME, Robert (Hrsg.) (2011): *Vocabularius Theutonicus. Überlieferungsgeschichtliche Edition des mittelniederdeutsch-lateinischen Schulwörterbuchs*. 3 Bde. Köln Weimar Wien.
- Deutscher Wortatlas* (DWA) Bd. 15 (1966). Von Walther MITZKA / Ludwig Erich SCHMITT. Gießen.
- GRUBMÜLLER, Klaus (1967): *Vocabularius Ex quo. Untersuchungen zu lateinisch-deutschen Vokabularen des Spätmittelalters*. München.
- HONEMANN, Volker (Hg.) (1991): *Dietrich Engelhus. Beiträge zu Leben und Werk*. Köln Weimar Wien.
- KLEINEIDAM, Erich (1964): *Universitas studii erfordensis. Überblick über die Geschichte der Universität Erfurt im Mittelalter 1392–1521*, Teil 1: 1392–1460. Leipzig.
- Niedersächsisches Wörterbuch*, hg. von Dieter STELLMACHER. Neumünster 1965 ff.
- PETERS, Robert (2017) in Zusammenarbeit mit Christian FISCHER / Norbert NAGEL: *Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete (ASnA)*. Band I: Einleitung, Karten; Band II: Verzeichnis der Belegtypen; Band III: Verzeichnis der Schreibformen und der Textzeugen (Ortspunktdokumentation). Berlin Boston.
- Repertorium Academicum Germanicum. Die graduierten Gelehrten des Alten Reiches zwischen 1250 und 1550* (2001ff.), geleitet von Rainer Christoph SCHWINGES / Peter MORAW, unter Mitarbeit von Suse ANDRESEN / Daniel DOSSENBACH / Tina MAURER / Wolfram C. KÄNDLER / Frank WAGNER / Ulrike KAMMER. Bern Gießen.
– URL: www.rag-online.org [RAG].
- SCHAMBACH, Georg (1858): *Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen oder Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon*. Einbeck.
- STEENWEG, Helge (1991): *Zur Biographie des Dietrich Engelhus*. In: HONEMANN (Hg.) (1991), S. 11–29.

„Pseudo-Veghe“: *Marientroest* und *Van der gheystliker iacht* Zwei verlorene Texte in wiedergefundenen Abschriften

1. Zur Erforschung der Texte

1.1. Von Veghe zu Pseudo-Veghe

Mit der Veröffentlichung der Predigten Johannes Veghes hatte Franz Jostes 1883 einen über dreihundert Jahre vergessenen Autor zu neuem Leben erweckt (JOSTES 1883). Ihm ordnete er zwei Jahre später auch drei anonyme geistliche Schriften zu, *Marientroest* (künftig abgekürzt: M) und *Van der gheystliker iacht* (J) aus einem Handschriftenband seines Förderers Bernhard Hölscher sowie eine unvollständige Fassung des *Wyngaerden der sele* in einem Manuskript aus der Sammlung des Altertumsvereins Münster (Wm) (JOSTES 1885). 1890 machte Ludwig Schulze eine aus Münster stammende Handschrift der Königlichen Bibliothek in Berlin bekannt, die W in einer früheren, vollständigen Fassung (Wb) sowie *Een bloemich beddiken/Lectulus noster floridus* (L) enthält. Auch diese Texte schrieb er Veghe zu (SCHULZE 1890).

Dass diese vier Schriften tatsächlich aus der Feder des Predigers Veghe stammten, suchte 1904 Hermann Triloff in einer umfassenden Untersuchung nachzuweisen (TRILOFF 1904). In einer ausführlichen Inhaltswiedergabe von L führte er eine Fülle von Parallelstellen aus W, M, J und den Predigten an (S. 17–39) und stellte, nach Motiven geordnet, zahlreiche Textpassagen zusammen, die in zwei oder mehreren Veghe zugeschriebenen Werken vorkommen (S. 40–98).¹

Einen bedeutenden Fortschritt in der Veghe-Forschung stellten die zwischen 1935 und 1940 erschienenen Arbeiten Heinrich Rademachers dar: seine Untersuchung zu Veghe als Mystiker und Humanist und vor allem seine Ausgaben von L und Wb (RADEMACHER 1935; 1938; 1940). Im Zusammenhang mit diesen Veröffentlichungen meldete Hermann Kunisch erste Zweifel an der Einheit des Vegheschen Werkes an (KUNISCH 1938/1968; 1938; 1940). Er sprach von „bedeutenden Ähnlichkeiten“, aber auch „ebenso schwerwiegenden Unterschieden zwischen den Predigten und den Traktaten“ (KUNISCH 1938/1968, 123, Anm. 3). Die Veghe zugeschriebenen Werke seien insgesamt moraltheologisch-aszetisch geprägt, doch hätten die Traktate eine stärkere mystische Färbung als die Predigten (ebd., 137).

¹ Kaum Beweiskraft besitzt allerdings seine umfassende Sammlung der allen Texten gemeinsamen Stilmittel (S. 98–190), da diese in den meisten zeitgleichen mittelalterlichen Schriften verwendet werden.

Umfassend widerlegt wurde die These von der Einheit des Vegheschen Werkes 1960 durch Felix Wortmann. Vor allem durch sprachlich-dialektgeographische Untersuchungen wies er nach, dass die Predigten deutlicher auf Münster verwiesen (WORTMANN 1960, 53), während die Wortformen und das verwendete Vokabular der Traktate zeigten, dass ihr Verfasser „nicht in Münster oder im Münsterlande, sondern mehr im Westen oder Nordwesten ursprünglich zu Hause war“ (65), „in der Niedergrafschaft Bentheim, in der Twente“ (66). Aus der Vorbemerkung zu dem im Fraterhaus in Münster kopierten Manuskript *Wb dit boeck heeft een monnyck gedichtet vander reguleren orden* schloss er, dass der Autor selbst nicht zu den Fraterherren gehöre. Diese hätten sich nämlich nie als Mönche bezeichnet, wohl aber habe man die Angehörigen des klösterlichen Zweiges der *Devotio Moderna*, die Augustiner-Chorherren der Windesheimer Kongregation, so benannt (70f.).

Diese Argumente überzeugten; 1975 konnte es Dietrich Schmidtke bereits als *communis opinio* bezeichnen, dass die vier Traktate nicht von Veghe stammten (SCHMIDTKE 1975, 413). In Weiterführung der Überlegungen Wortmanns bezeichnete er das mit dem Fraterhaus in Münster auf vielfältige Weise institutionell verflochtene Augustinerchorherrenstift Frenswegen bei Nordhorn als Heimatkloster des Verfassers (415). Den Abschluss dieser Entwicklung markiert der 1999 in der 2. Auflage des „Verfasserlexikons“ erschienene Veghe-Artikel, der deutlich zwischen zwei verschiedenen Autoren, Veghe und Pseudo-Veghe, unterscheidet und letzterem sowohl W und L wie auch M und J zuschreibt.²

Eine Klärung der sprachlichen Differenzen zwischen den Predigten Veghes und den Ps.-Vegheschen Traktaten brachten die detaillierten Untersuchungen von Robert Peters von 2006 und 2008. Die Predigten Veghes ordnete er einem „(ost)niederländisch-nordwestfälischen Schreibsprachenkontinuum“ zu. „Ihre Varianten stehen mehrheitlich in der münsterischen Schreibtradition. Daneben sind sie nach Westen orientiert. Die münsterischen Formen dominieren allerdings bei weitem“ (PETERS 2006, 186). Die Handschrift *Wb/L* gehöre dagegen zum Frensweger Schreibsprachentyp, während *Wm* in Münster „partiell ins Westfälische“ umgesetzt worden sei. *M/J* „vertreten einen mischsprachigen Anteil, der sich aus (ost)niederländischen und münsterischen Anteilen zusammensetzt“ (PETERS 2008, 88, 111).

1.2. Zur Erforschung von Pseudo-Veghe

TRILOFF (1904, VI) nannte Veghe einst einen „Stern erster Größe“ am Himmel der niederdeutschen Literaturgeschichte. Wenn sich dieser Glanz heute auf zwei Autoren verteilt, so ergibt sich die Aufgabe, jeden der beiden in seiner besonderen Art zu beschreiben, um von da aus Verwandtschaft und Unterschiede neu zu bestimmen. In diesem Sinne schrieb schon KUNISCH (1938/1968, 123, Anm. 3): „Diese Veghe zuge-

2 SCHMIDTKE (1999). SCHMIDTKE verwendet zur Bezeichnung der Handschriften die Siglen M, GJ, WdS und LNF.

schriebenen Traktate, die zu den schönsten Zeugnissen devoter Frömmigkeit gehören, verdienten eine eingehende Untersuchung nach ihrer theologischen Stellung und stilistischen Form, was im Zusammenhang mit der Verfasserfrage geschehen müßte“. Dazu wäre herauszuarbeiten, welche von den bisher in der Literatur gemachten Beschreibungen von Inhalt, literarischer Gestaltung und Stil sich eher auf die Predigten beziehen und welche für die Traktate gelten.³

Zu einer solchen Gesamtschau, die die charakteristischen Merkmale und die innere Einheit der vier geistlichen Schriften erkennen ließe, ist es aber bisher noch nicht gekommen. Bisher hat nur W in der Forschung besondere Beachtung gefunden. Zu dieser Schrift legte Dietrich Schmidtke im Rahmen seiner 1975 und 1982 veröffentlichten Untersuchungen zur mittelalterlichen Baum- bzw. Gartenallegorie eine Fülle von Einzelbeobachtungen vor, die allerdings noch zu einer Synthese zusammenzuführen wären.⁴ Auf L ist Karin LERCHNER (1993, 304–306) kurz eingegangen.

Dass sich seit 1982 niemand mehr ausführlicher mit den „Pseudo-Vegheschen Traktaten“ beschäftigt hat, hängt sicher auch damit zusammen, dass das Manuskript M/J seit Jostes' Tod im Jahre 1925 nicht mehr greifbar ist und als verloren gilt. Über diesen beträchtlichen Teil des Pseudo-Vegheschen Werkes gaben bisher einzig die von Jostes und Triloff veröffentlichten Hinweise und Zitate Auskunft. Diese bedauerliche Lücke kann jetzt geschlossen werden. Durch Zufall stieß ich im Katalog der Bibliothek der Berliner Humboldt-Universität unter dem Stichwort „Johannes Veghe“ auf Abschriften von M („*Marientroest*, Hdschr. Verm. 13“) und J („*Geystlike Jacht*, Hdschr. Verm. 14“). Ein handschriftlicher Bibliothekseintrag vom 23. 10. 1950 gibt dazu an: „Abschriften von mal. Hss. des Johannes Veghe (westfäl. Mystiker des 15. Jh.), die die UB von Professor Neumann gekauft hat. Die Original (sic!) grösstenteils verbrannt. Rara.“

Über den Erwerb der Abschriften gibt das Akzessionsjournal der Bibliothek für 1947 nähere Auskunft. Es verzeichnet am 6. Februar unter der Nummer 1373: „Abschrift durch Prof. Neumann, Bln von den Originalen, Hs. von: Veghe, Johannes: *Geystlike Jacht*. 1470–75“ und unter Nr. 1374: „Veghe, Johannes, *Marientroest*.“ Weiter ist unter Nr. 1375 „Veghe Johannes: *Wynyarden der zelen*.“ vermerkt. Als Einlieferer wird ebenfalls „Prof. Neumann, Berlin“ genannt. Von diesem stammen auch noch vier gedruckte Bücher. Als Kaufpreis für alle sieben Titel ist „300- M(ark)“ angegeben.

Beide Abschriften stammen von derselben Hand. Unter dem Text vom M (S. 349) steht der Vermerk: „beendet Sonntag d. 27. April 1902. Pyritz“. Das zeigt, dass die Kopien durch den oben erwähnten Hermann Triloff angefertigt wurden, und zwar zur Vorbereitung seiner von Franz Jostes betreuten Dissertation. Triloff war zu dieser Zeit Seminardirektor des Evangelischen Lehrerseminars zu Pyritz und hatte sich die

3 Dazu wären neben dem Werk RADEMACHERS (1935) zur Mystik Veghes besonders zu konsultieren BÄUMER (1930) und JUNGE (1954).

4 Vgl. SCHMIDTKE (1975; 1982). Einige weitere Hinweise hat SCHMIDTKE noch in seinem Veghe-Artikel von 1999 gegeben.

Handschrift M/J von Jostes ausgeliehen; bei dem *Wyngarden* handelt es sich um eine Abschrift der Fassung Wm aus der Sammlung des Altertumsvereins Münster. Auch sie wurde 1902 angefertigt. Aus Berlin hatte man Triloff den Band mit den Texten Wm und L zur Verfügung gestellt. Im Vorwort seiner Dissertation von 1904 gibt er an, er habe die entliehenen Schriften vor der Drucklegung an ihre Besitzer zurückgegeben und darum die zitierten Stellen nicht noch einmal mit den Originalmanuskripten vergleichen können.⁵

Es ist also unzutreffend, dass die Abschriften, wie im Akzessionsjournal angegeben, „durch Professor Neumann“ angefertigt wurden. Ebenso schließt das Ankaufsjahr 1947 aus, dass die Texte durch den im Berliner Katalog vermuteten Professor Adolf Wilhelm Neumann (1822–1884) eingeliefert wurden. Bei dem Verkäufer muss es sich vielmehr um den Germanisten Hans Neumann (1903–1990) handeln. Dieser war im Wintersemester 1925/26, im Todesjahr von Jostes, als Germanistikstudent nach Münster gekommen und bei Arthur Hübner, der 1924 Jostes' Lehrstuhl übernommen hatte, Assistent geworden. Mit Hübner ging Neumann 1927 an die Universität Berlin, wo er 1931 promovierte. 1933 wurde er wegen seiner jüdischen Abstammung durch die Nationalsozialisten aus der Universität gedrängt und wich nach Rumänien aus, konnte aber als freier Mitarbeiter am „Deutschen Wörterbuch“ (dem „Grimmschen Wörterbuch“) tätig sein. 1941 zum Kriegsdienst eingezogen, in Gefangenschaft geraten und bald nach Kriegsende entlassen, fand er eine Stelle am Germanistischen Institut der Universität Göttingen. Dort wurde er im Februar 1947 habilitiert und nahm seine Verbindungen zu früheren Mitarbeitern des „Deutschen Wörterbuchs“ in Berlin wieder auf. An die dortige Universitätsbibliothek verkaufte er die oben genannten Manuskripte und Bücher. Auf seinen Hinweis geht wohl auch die Notiz zurück, die Originale von M und J seien im Krieg verbrannt. Es ist wahrscheinlich, dass Neumann durch Hübner von Triloffs Abschriften erfuhr und diese erwarb, nachdem die Originale aus Jostes' Besitz nicht mehr zugänglich waren. Das muss vor 1933 geschehen sein, als Neumann in Berlin noch ungestört seinen Beruf ausüben konnte.⁶

Im Hinblick auf die Zuverlässigkeit der Abschriften gibt Triloff an, er habe die beiden Texte des von Jostes entliehenen Manuskriptbandes „mit diplomatischer Genauigkeit“ kopiert. Darauf deutet in der Tat hin, dass er den Text offensichtlich seiten- und

5 Promoviert wurde Triloff am 2. März 1904 (Chronik der Königlichen Universität zu Münster, Jahrgang 18, für das Jahr vom 1. April 1903 – 31. März 1904, S. 18) mit der Arbeit „Der Leserkreis der Schriften Veghes und die Zeit ihrer Entstehung“ (Halle 1904), zwei Kapiteln aus seiner Ende 1904 veröffentlichten großen Abhandlung (TRILOFF 1904). Die in diesen beiden Veröffentlichungen enthaltenen Angaben sowie weitere im Internet verfügbare Einzelangaben lassen die Stationen seines in Pommern liegenden Berufsweges erkennen: Er war zunächst Seminarlehrer, später Oberlehrer am Königlichen evangelischen Lehrerseminar Pyritz. Am 23. Mai 1902 wurde ihm die Leitung des Lehrerseminars in Anklam übertragen, wo er auch als Kreisschuldirektor fungierte. Nach seiner Promotion wurde er im Mai 1904 zum Seminardirektor in Pölitz ernannt. Später war er (bis zur Auflösung der Lehrerseminare in Preußen 1925) Leiter des Seminars in Dramburg.

6 Ein ausführliches Lebensbild Hans Neumanns gibt der ihm gewidmete Nachruf von Karl STACKMANN (1991). Neumann selbst verfasste über seinen Lehrer Hübner einen Artikel (NEUMANN 1972).

zeilengenau wiedergibt und auch die über Zeilen- oder Seitenenden hinweggehenden Worttrennungen beibehält. Dieselbe Sorgfalt darf man in der Schreibung der Einzelwörter vermuten; hier verwendet er jedenfalls durchgängig die wohl im Original vorhandenen Abkürzungszeichen. Fehler bei der vom Vorbesitzer vorgenommenen Seitenzählung wie auch die Vertauschung von Seiten, die schon beim Einbinden des Manuskripts im Mittelalter entstanden, hat er korrigiert, ebenso eine Falschpaginierung, die ihm selbst unterlaufen ist (M, S. 159–162). Alle Blätter seiner Abschrift haben einen breiten Seitenrand, auf dem er orthographische Fehler oder Wortauslassungen korrigiert, die er beim späteren, in mehreren Phasen erfolgten Durcharbeiten der Texte bemerkt. Ferner finden sich dort zahlreiche Hinweise zu Wortbedeutungen, Stilmitteln, Parallelstellen aus den anderen drei Traktaten, zu den Bibelzitatens und zur Gliederung der Schriften. Sicher muss man auch mit Schreib- oder Lesefehlern rechnen. Spektakulär ist zum Beispiel das erste Wort von J, wo statt des *Haec me consolata est* des Originals das grammatisch falsche *Deus me consolata est* steht, das auch später nicht korrigiert wurde. Grundsätzlich ist aber die Abschrift mit großer Gewissenhaftigkeit angefertigt. Im Vergleich mit den schon von Jostes zitierten Stellen erscheint die Wiedergabe Triloffs vielfach als zutreffender. Dank seiner Arbeit stehen der Forschung nun die verlorenen Schriften M und J in vollem Umfang zur Verfügung. Die beiden Texte sollen im Folgenden ausführlich vorgestellt und unter theologischen, literarischen, spirituellen und historischen Gesichtspunkten untersucht werden.

2. Marienrost – Gliederung und Gedankenführung

Vorrede (S. 1–10)

Als Motto des Buches und Erklärung des Titels dient der Psalmvers *Haec me consolata est in humilitate mea* (Ps. 118,5 Vulg.), umgedeutet auf Maria: *Se hevet me ghetroestet yn myne oetmoedicheit*. Maria steht den Sündern bei, die das strenge Urteil Gottes fürchten müssen; gemeinsam mit ihrem Sohn tritt sie für die Schuldigen ein. Als Mutter Jesu ist sie von Gott zur Königin des Himmels erhoben worden. Sie trägt eine dreifache Krone, die auf ihre Verdienste hinweist; aus diesem Bild wird die Gliederung des Werkes in drei Hauptteile abgeleitet: Nachdem sie Jesus geboren hatte, war sie bei ihm im Stall von Bethlehem (s. Abschnitt 2.1). Als er litt und starb, hielt sie bei ihm unter dem Kreuz aus (s. Abschnitt 2.2). Im Himmel tritt sie vor Gott für die Menschen ein und ist Helferin und Trösterin (s. Abschnitt 2.3).

2.1. Maria mit Jesus im Stall von Bethlehem (S. 10–59)

2.1.1. Marias besondere Rolle bei der Erlösung der Menschheit (S. 10–27)

Maria wurde von der Trinität zur Mutter Jesu erwählt. So hat sie Teil an der Erlösung der Menschen und bleibt ihnen in ihrer Fürsorge verbunden.

2.1.2. Die Erniedrigung Jesu und die Demut Marias als Trost für die Sünder (S. 27–43)

Durch die Geburt aus Maria steigt Gott als Kind herab aus der Herrlichkeit des Himmels in die Welt. Maria behält ihren Sohn nicht für sich. Sie legt ihn vor Ochs und Esel an der Krippe nieder, damit alle, gerade auch die Sünder, Zugang zu ihm haben und ihr Heil finden. Jesus und Maria sind Beispiele der Selbstentäußerung und Hingabe.

2.1.3. Meditation über den Stall von Bethlehem als Ort der Begegnung mit Jesus (S. 43–59)

Mit der bildhaften Vergegenwärtigung des Geschehens verbindet sich der Dank an Jesus für sein Kommen in Armut und Niedrigkeit. Der Stall von Bethlehem wird zum Ort der Freude und zur Schule der Demut und des Gehorsams.

2.2. Maria unter dem Kreuz Jesu (S. 60–110)

Der Abschnitt beginnt mit der Disposition der folgenden Teile: Durch sein Leiden und Sterben schenkte Jesus den Menschen große Gaben (s. Abschnitt 2.2.1) ; dabei nahm er schwere Mühen auf sich (s. Abschnitt 2.2.2) und litt für sie bittere Qualen (s. Abschnitt 2.2.3).

2.2.1. Große Gaben (S. 61–64)

Christus war Gott gleich, gab aber den Himmel und all seine Herrlichkeit auf und kam aus Liebe in die Welt, um die Menschen zu erlösen. Stellvertretend für die Menschheit dankte ihm Maria dafür, indem sie unter dem Kreuz ausharrte.

2.2.2. Schwere Mühen (S. 64–71)

Jesus nahm die Missetaten aller Menschen auf sich, um die Sünder gerecht zu machen und sie wieder zu Gott zu führen. Maria hilft ihnen dabei, sich dankbar zu erweisen und künftig Gottes Willen zu tun und seine Gebote zu halten.

2.2.3. Bittere Qualen (S. 71–110)

Jesus litt bittere Qualen um der Menschen willen. Darum sollen sie sein Leiden stets vor Augen haben und sich in allen Schwierigkeiten und Nöten des Lebens nach seinem Beispiel richten. Diese Nachahmung Jesu wird im Folgenden in vier Vergleichen ausgeführt, deren Disposition vorangestellt ist: Wenn der Bischof die Messe liest, kommen alle zur Kirche. Wenn der König streitet, ziehen die Reiter zu Felde. Wenn der Bräutigam den Tanz eröffnet, folgen ihm seine Freunde nach. Wenn der Meister lehrt, kommen die Schüler zur Schule.

Besonders im Kampf gegen den Teufel tritt Christus als Helfer der Menschen auf; Maria unterstützt sie durch ihre Fürbitte. Orientierung und Halt geben die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz.

2.3. Maria als Königin des Himmels (S. 110–347)

Dieser Teil umfasst etwas mehr als zwei Drittel des Gesamttextes.

2.3.1. Maria als Fürsprecherin am himmlischen Königshof (S. 110–161)

Am Anfang steht die Disposition des folgenden Abschnittes, die sich an den Funktionen eines Königshofes orientiert: Er ist der Ort des Gerichts; hierhin liefern die Untertanen die schuldigen Abgaben; hier können sie Trost und Hilfe erhalten.

Ort des Gerichtes (S. 112–135)

Am Königshof werden Übeltäter und Gesetzesbrecher verurteilt, Maria aber tritt für die Schuldigen ein.

Ablieferung der geschuldeten Abgaben (S.135–149)

Die Menschen bleiben Gott oft den Dank für seine Wohltaten schuldig, indem sie gegen die Gebote der Gottes- und Nächstenliebe verstoßen. Auch in dieser Situation legt Maria für sie Fürsprache ein.

Trost und Hilfe am Königshof (S. 149–161)

Dank ihrer besonderen Stellung in Gottes Erlösungsplan vermag Maria mehr als alle anderen Bewohner des Himmels, den Menschen in allen Nöten beizustehen. Was diese zum Leben brauchen, teilt sie aus als Gottes getreue Verwalterin: Öl, Wein, Korn und Brot, vor allem das himmlische Brot, die eucharistische Speise, die Jesus selbst ist.

Das Motiv der Eucharistie wird in den beiden folgenden Abschnitten, die den größten Raum des dritten Textteils einnehmen, ausführlich entfaltet.

2.3.2. Die Eucharistie als Vorwegnahme des himmlischen Gastmahles – Maria als Lehrerin der Tischregeln (S. 161–237)

Am Anfang des Abschnittes steht die Disposition der folgenden sechs Abschnitte, die sich am Ablauf eines festlichen Mahles orientiert.

Vorbereitung (S. 161–174)

Auf ein Festmahl bereitet man sich vor, indem man Hände und Gesicht wäscht und saubere Kleidung anlegt. So soll man sich für den Empfang der Eucharistie durch Buße und Reue reinigen und die Gewänder der Unschuld und der Liebe anziehen.

Das Tischgebet (Benedicite) sprechen (S. 174–175)

Den Segen spricht Christus selbst.

Die Tischsitten beachten (S. 175–181)

Der Unterkörper soll ruhig gehalten werden; nur Hände, Mund und Augen sollen tätig sein. Das heißt: Die Sinne müssen in Zucht gehalten werden, damit die höheren Seelenkräfte Liebe, Frömmigkeit und Glaube wirken können.

Das Auftragen des Mahles (S. 181–182)

Speise ist Christus selbst; er ist das am Spieß des Kreuzes gebratene Pascha-Lamm. Dieser Aspekt ist in der Disposition am Anfang von III B nicht erwähnt.

Appetit haben (S. 182–209)

Es werden vier Ursachen behandelt, durch die der Appetit angeregt wird. Diese werden in einer vorausblickenden Disposition aufgezählt und im Folgenden im aszetisch-mystischen Sinne allegorisch gedeutet: Appetit entsteht nach langem Fasten; durch harte Arbeit; weil die Speisen köstlich sind; durch eine anregende Tischgesellschaft.

Fleisch und Brot schneiden (S. 209–218)

Dies bedeutet, das Sakrament mit sehnsüchtigem Verlangen und mit brennender Liebe zu empfangen.

*Das Dankgebet (Gracias) sprechen (S. 218–237)**2.3.3. Den im eucharistischen Mahl empfangenen Jesus im Herzen behalten (S. 237–272)**Christus als Bräutigam der Seele (S. 237–243)*

Christus ist der Bräutigam, den die Seele in der Eucharistie empfangen hat. Sie sehnt sich danach, ihn festzuhalten.

Den Bräutigam in der Burg der Seele festhalten (S. 243–272)

Mit Marias Hilfe soll man Christus in seinem Herzen festhalten, so wie man einen lieben Gast durch vielerlei Mittel nötigt, in der heimischen Burg zu verweilen. Entspre-

chend der einführend gegebenen Disposition werden die folgenden drei Hauptaspekte behandelt, von denen der zweite in zahlreiche Unterpunkte gegliedert ist:

Haus und Kammer, Speise und Trank sollen wohl bereitet sein. Um den Gast am Fortgehen zu hindern, soll man seinen Besitz in eine Truhe einschließen, das heißt: wie Maria soll man alle Worte und Taten Jesu, besonders sein Leiden und Sterben, in seinem Herzen bewahren und immer wieder erwägen. Einschließen soll man folgende Gegenstände: Jesu Hut, allegorisch gedeutet: seine Dornenkrone; seine Handschuhe, Symbol der durch die Hände getriebenen Kreuzesnägel; seinen Stab, Symbol des Kreuzes; seinen Mantel, das Purpurgewand, das man ihm zu seiner Verspottung nach der Geißelung anlegte; sein Hemd, das von der Geißelung blutige Unterkleid; sein Buch, das heißt seine Lehre und seine Gebote; das Schwert, Zeichen seiner seelischen Qualen; die Lanze, die sein Herz durchstieß; die Schuhe, das heißt die Nägel, die seine Füße durchbohrten; sein Gürtel, der Strick, an dem man ihn zur Kreuzigung führte; seinen Beutel mit dem großen Schatz seiner Verdienste.

Schließlich soll man Türen und Fenster der Burg verschließen und die Zugbrücke hochziehen, das heißt: seine Sinne und seine Zunge beherrschen.

2.3.4. Weitere Gedanken zu Maria als Trösterin und Helferin am Königshof (S. 272–297)

Wiederaufnahme der Königshof-Thematik (S. 272–277)

Maria teilt am Königshof Almosen aus, spendet Nahrung und gießt das Öl der Barmherzigkeit aus.

Maria hilft im Kampf gegen die Feinde (S. 277–297)

Der größte Feind des Menschen ist er selbst durch die unreinen Begierden des Fleisches. Maria bietet dagegen eine verlässliche Hilfe. Der zweite Feind ist der Teufel.

2.3.5. Marienlob und Mariengebete in ungegliederter Reihung (S. 297–349)

3. Geistliche Jagd – Gliederung und Gedankenführung

Vorrede (S. 1–6)

Am Anfang steht die Widmung an einen nicht namentlich genannten Fürsten. Es folgt die Begründung der bildhaft-allegorischen Darstellungsweise. Schließlich wird die das Buch strukturierende Allegorie vom jagenden Löwen erläutert: Ein Fürst hat viele Eigenschaften mit dem Löwen, dem König der Tiere, gemeinsam, besonders den Jagdtrieb. Zudem ist die Jagd das Privileg des Adels und besonders des Fürsten. Deshalb ist für ihn die Allegorie vom jagenden Löwen von besonderem Interesse. Aus drei unterschiedlichen Deutungsmöglichkeiten dieser Allegorie wird die Gliederung des Buches abgeleitet: Der jagende Löwe ist Gott, der den Menschen für sich zu gewinnen sucht (s. Abschnitt 3.1). Der jagende Löwe ist der Teufel, der dem Men-

schen nachstellt, um ihn zu verschlingen (s. Abschnitt 3.2). Der jagende Löwe ist der Mensch, besonders der Fürst, der Gott sucht und ihm immer näher kommen will, um schließlich mit ihm eins zu werden (s. Abschnitt 3.3).

3.1. Gott auf der Jagd nach dem Menschen (S. 6–30)

3.1.1. Warum Gott mit einem Fürsten und mit einem Löwen verglichen werden kann (S. 6–8)

Zum Wesen Gottes gehören Güte und Milde; diese Eigenschaften sollen auch einen Herrscher auszeichnen. Dass der Löwe mit offenen Augen schläft und sein neu geborenes Junges erst durch seinen Atem zum Leben erweckt, deutet auf Tod und Auferweckung Jesu durch Gott hin.⁷

3.1.2. Gott sucht die Menschen (S. 9–21)

Zuerst hat Gott die Menschen durch die Propheten gesucht. Durch die Menschwerdung seines Sohnes wollte er ihnen besonders nahe kommen. Am Ende der Welt wird er sie zum Gericht rufen. Damit sie sich zu ihm bekehren, erschüttert er sie durch Schicksalsschläge und durch Ängste, aber auch durch die Pfeile seiner Liebe.

3.1.3. Die Beziehung zwischen Gott und den Menschen (S. 21–30)

Gott hat den Menschen als sein Ebenbild geschaffen und liebt ihn, auch wenn dieser sich von ihm abwendet und so das Bild des Schöpfers beschmutzt. Der Mensch steht vor der grundlegenden Entscheidung: seine Erfüllung in dieser Welt zu suchen oder sich ganz auf Gott auszurichten.

3.2. Der Teufel auf der Jagd nach dem Menschen (S. 30–83)

3.2.1. Die Eigenschaften des Teufels (S. 30–51)

Der auf Beute ausgehende Teufel ist unermüdlich, stark und mächtig und erbarmungslos. Nach dieser Disposition werden die folgenden Ausführungen entwickelt. Seine bevorzugten Opfer sind diejenigen, die für die Sünde (genannt werden Fleischeslust, Hochmut, Neid und Habgier) anfällig sind. Er mordet mit den Pfeilen der Versuchung und mit dem Schwert des Unrechtes sowie durch offene Verfolgung der Guten. Schutz findet, wer bei Jesus seine Zuflucht nimmt.

3.2.2. Die List des Teufels (S. 51–78)

Er lockt die Menschen durch seine Versuchungen und fängt sie durch den Köder der Genüsse. Man kann seinen Nachstellungen entgehen, indem man die Tugend der De-

⁷ Die Quelle dieser Vorstellung ist das 1. Kapitel des spätantiken „Physiologus“ (SCHÖNBERGER 2001, 4–7).

mut übt, seine Sünden beichtet, die Gebote hält und Zuflucht sucht beim gekreuzigten Jesus.

3.2.3. Zusammenfassung und abschließendes Gebet (S. 78–83)

Einem Rückblick auf die Disposition der vorangehenden Ausführungen schließt sich ein Gebet zu den drei Personen der Trinität an, die im Kreuz das Heil der Menschen gewirkt hat.

3.3. Der Mensch, insbesondere der Fürst, auf der Jagd nach Gott (S. 83–232)

Einleitung: Vergleich zwischen Löwe und Fürst; der Fürst als Jäger (S. 83–94)

Ein Fürst soll furchtlos und großmütig sein wie der Löwe. Er ist verantwortlich für sein Land und soll seinen Untertanen eine Stütze sein, die Demütigen schonen und die Stolzen beugen. Durch seine hohe Stellung ist er den Stürmen der Zeiten am stärksten ausgesetzt. Wie der Löwe ist auch der Fürst ein Jäger, in der gesellschaftlichen Wirklichkeit (*dat natuerlike, nodighe jagen*) wie auch in seiner Suche nach Gott (*ghestlick unde ynwendich*). Es folgt die (unvollständige) Disposition der folgenden Abschnitte in Form von fünf Fragen: Wer ist der Jäger?; wer ist das Wild?; wie und wann soll man das Wild aufspüren?; wo kann man es finden?; wie kann man es fangen?

3.3.1. Der Fürst als Jäger (S. 94–106)

Mit dem Jäger ist jeder Mensch gemeint, insbesondere aber der Fürst. Dieser soll sich durch folgende Tugenden auszeichnen: Weisheit und die Wahl kluger Berater, Gnade, Milde und Gerechtigkeit.

3.3.2. Gott als das Wild (S. 106–119)

Das Wild, das Ziel alles menschlichen Strebens, ist Gott. In ihm findet der Mensch, der nach Gottes Bild geschaffen ist, seine tiefste Erfüllung. Gott ist das höchste Gut und steht über allem, was nützlich ist oder Befriedigung schafft. In seiner Erhabenheit ist er für die Menschen nicht zu erfassen, doch durch die Menschwerdung Jesu wollte er sich von ihnen ergreifen lassen.

3.3.3. Das Aufspüren des Wildes (S. 119–138)

Zur Jagd muss man zeitig aufstehen, das heißt, man soll sich möglichst früh bekehren, indem man sich von den Vergnügungen der Welt abwendet, Buße tut und Gott sucht. Der Jäger bläst ins Horn, um seine Knechte zur Jagd zu rufen: Fürsten und Prälaten sind dafür verantwortlich, dass auch ihre Untergebenen ein christliches Leben führen. Man zieht aus der Burg aus, das heißt: Um Christus nachzufolgen, soll man aufgeben, was einen an die Welt bindet: Besitz, Freunde, Familie, Hab und Gut und das sündhafte Leben. Für den Fürsten bedeutet dies, zu Unrecht erworbenes Gut zurückzugeben.

3.3.4. *Der Aufenthaltsort des Wildes (S. 138–146)*

Das Wild findet man im „Wald des heiligen Glaubens“, im Bereich der Kirche und in der Gemeinschaft mit Christus und allen Heiligen. Die geistliche Jagd soll man nie unterbrechen, während die weltliche Jagd an Sonn- und Feiertagen verboten ist.

3.3.5. *Wie man das Wild suchen soll (S. 146–173)*

Diesem in der Disposition der Einleitung nicht genannten Abschnitt ist eine eigene Gliederung vorangestellt: Man soll das Wild suchen auf rechte Weise, beständig und mit vollem Eifer. Es gilt, alles zu verlassen um Christus zu finden. Dabei soll man die Sinne in Zucht nehmen und sich durch Schwierigkeiten nicht ablenken lassen. Man soll sich mit voller Kraft einsetzen, so wie es Seeleute oder Ritter tun, wenn es um ihr Leben geht. Die Betrachtung des Leidens Christ ist ein Mittel, die Beharrlichkeit zu stärken, ebenso wie der hoffnungsvolle Blick auf das ewige Leben. Über eine erfolglose Jagd soll man nicht enttäuscht sein, weil sich Gott oft nur entzieht, um den Eifer des Jägers anzustacheln.

3.3.6. *Das Fangen des Wildes (S. 173–193)*

Es gibt drei Arten, das Wild zu finden: mit den Augen der Vernunft in der Schöpfung, in der sich die Spuren Gottes erkennen lassen; im Geist und in der Wahrheit, in einem „innigen“ Leben der Frömmigkeit, genährt durch die Sakramente sowie in besonderen mystischen Erfahrungen, die allerdings nur wenigen Auserwählten, den *hoghen godschouwers*, zuteil werden. Der geistliche Jäger hat drei Hunde: Glaube, Hoffnung und Liebe. Hat man das Wild gefangen, muss man es festhalten. Wie man Jesus im Herzen behalten kann, wird durch die zuvor (s. Abschnitt 2.3.3) bereits verwendete Burgallegorie verdeutlicht, die hier in sieben Bildern und Szenen entfaltet wird.

Nicht in der Disposition der Einleitung angekündigt sind die beiden abschließenden Abschnitte.

3.3.7. *Das Wild nach Hause bringen und zubereiten (S. 193–202)*

Die Jagdgesellschaft zieht nach Hause: Die „innigen Herzen“ kehren heim zu Gott. Das Wild wird in der Küche gebraten: Die Seele begegnet Gott mit dem Feuer der Liebe. Angefacht wird das Feuer durch die Winde aus den vier Himmelsrichtungen, die in allegorischer Deutung unterschiedliche, die Gottesliebe fördernde Meditationsthemen bezeichnen: Der Ostwind weckt die Gedanken an die Erschaffung des Menschen und seine Erhaltung durch Gottes Güte (1); der Westwind bedeutet das Denken an den Tod (2); der Nordwind das Denken an die Hölle und den ewigen Tod (3); der Südwind die Hoffnung auf das ewige Leben und die Schau Gottes (4).

3.3.8. Das Wild verspeisen und genießen (S. 203–232)

Das gebratene Wild bedeutet das am Spieß geröstete Osterlamm Christus, über dessen Leiden der Mensch meditieren soll. Die Küche ist von Rauch erfüllt, und der in den Speisesaal getragene Braten ist er mit einem Tuch verhüllt; das heißt: Hier auf Erden bleibt die Erkenntnis Gottes noch unvollständig, und man kann Christus nur in der Eucharistie unter den Zeichen von Brot und Wein empfangen. Im Himmel aber wird man ihn sehen, wie er ist und ihm beim himmlischen Hochzeitsmahl in seiner unverhüllten Wirklichkeit begegnen.

4. Das Thema der Texte: Der Mensch auf der Suche nach Gott

Die im Folgenden in ihrem inneren Zusammenhang dargestellten theologischen Aussagen und die Anleitungen zur christlichen Lebensgestaltung werden in unseren beiden Schriften nicht wie in einem Traktat systematisch entwickelt, sondern kommen über die ganze Breite der Texte in den unterschiedlichsten Zusammenhängen zur Sprache. Die Gedanken entstammen einer langen kirchlichen Tradition; zeitlich und inhaltlich am nächsten stehen ihnen das in Kreisen der *Devotio Moderna* häufig gelesene, um 1250 entstandene Handbuch „*De compositione exterioris et interioris hominis*“ des Franziskaners David von Augsburg (um 1250), das um 1350 verfasste, als Lehrgespräch gestaltete „*Malogranatum*“ und besonders die Traktate des Gerhard Zerbolt von Zutphen (um 1395).⁸

4.1. Der heilsgeschichtliche Hintergrund

In den beiden Texten kommt die gesamte Heilsgeschichte, von der Erschaffung des Menschen bis zum Jüngsten Gericht und zum Ewigen Leben, in den Blick. Besonders ausführlich wird die Beziehung von Gott und Mensch im ersten Hauptteil von J dargestellt: Gott ist der Schöpfer und Ursprung alles Seins und der Inbegriff alles Guten. Er hat die Menschen nach seinem Bilde geschaffen, und darum streben diese von ihrem Wesen her nach Gott und nach dem Guten. Das wird unter anderem mit einer Zitatensreihe begründet, die von Aristoteles über Boethius bis zu dem bekannten Augustinus-Wort reicht: *O god, du hevest ons gemaket hungerich na di selven, en onse herte ys heel onrustich, alsoe langhe alst nicht en komet toe di unde rustich werde in dy* (J, S. 107–109).⁹ Auch Gott bleibt seinen Geschöpfen treu, selbst nachdem sie sich in der Ursünde von ihm getrennt haben. Er sorgt sich um seine Ebenbilder, auch wenn sie vom Schmutz befleckt sind. Er sucht sie und ist stets „auf der Jagd“ nach ihnen. Zuerst

8 DAVID von Augsburg: *De exterioris et interioris hominis compositione secundum triplicem statum incipientium, proficientium et perfectorum libri tres*. Quaracchi 1899 (dort dem Hl. Bonaventura zugeschrieben); deutsch: SCHLOSSER (2009); GERWING (1986); GERWING / WEIGAND (2018). Zu Zerbolt von Zutphen s. u. Abschnitt 6 und VAN DIJK (2004, 287–305).

9 Augustinus, *Confessiones* 1,1: *Fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te*.

sendet er die Propheten; schließlich schickt er seinen Sohn in die Welt, um sie zu finden und zu erlösen (s. Abschnitt 3.1.2). In der Menschwerdung erniedrigt er sich und lässt sich niederlegen in der Krippe vor Ochs und Esel, um für die Menschen sichtbar und greifbar zu werden. Stellvertretend für sie lebt er im Gehorsam gegenüber dem Vater bis hin zum Tod am Kreuz. Dies kommt vor allem in M (s. Abschnitte 2.1 und 2.2) ausführlich zur Sprache.

Dass die Natur des Menschen auch nach der Erlösung für die Sünde anfällig bleibt, wird in J (s. Abschnitt 3.2) verdeutlicht. Die größte Versuchung liegt darin, die Güter der Welt absolut zu setzen und das Gebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten aus dem Blick zu verlieren. Dass im Jüngsten Gericht der Sünder, der sich nicht bekehrt, das Ewige Leben verliert, wird als unausweichliche Realität dargestellt (s. Abschnitt 3.1.2).

4.2. Aszetisches und Mystagogisches¹⁰

Der der Welt verhaftete Mensch wird ständig aufgerufen, umzukehren und mit allen Kräften Gott zu suchen, um sich immer enger mit ihm zu verbinden. Gemäß dem von Paulus benannten Gegensatz zwischen Fleisch und Geist gilt es, der Welt zu entsagen. Wer Gott sucht, darf sein Herz nicht an die Kreatur hängen. Er muss Besitz, Freunde und Familie gering achten und sich in sein Inneres zurückziehen und „geistlich“ leben. Der Mensch ist nicht einfach ein Objekt, das sich von Gott suchen (s. Abschnitt 3.1) oder vom Teufel fangen lässt (s. Abschnitt 3.2); er muss selbst mit der Gnade Gottes mitwirken und sich auf den Weg zu ihm machen (s. Abschnitt 3.3). Diese Umkehr ist schwer und langwierig, ein geistlicher Kampf, auf den man sich vorbereiten muss, indem man sich in strenger Selbstzucht bemüht, Fehler und Laster zu überwinden und die Tugenden wachsen zu lassen. Das ist die Aufgabe der Askese in ihrem ursprünglichen Sinn: ein sportliches Training für den Wettkampf.

Der Weg zu Gott wird nach alter geistlicher Tradition in drei Stufen dargestellt: als Weg des Anfangenden (*via incipientis/via purgationis*), des Fortschreitenden (*via proficientis/via illuminationis*) und des sich Vollendenden (*via perficientis/via unionis*). Im dritten Teil von J werden diese Phasen dem Verlauf einer Jagd entsprechend in allegorischer Form dargestellt.

Am Anfang steht das „Aufstehen“: die Selbstbesinnung und der Wille, das frühere Leben zu verlassen und sich neu auszurichten, eine Entscheidung, die verwirklicht wird im Bekenntnis der Sünden in der Beichte. Diese Umkehr duldet keinen Aufschub, denn man weiß nicht, wieviel Zeit einem noch bleibt.

In der zweiten Phase des geistlichen Weges geht es darum, den festen Willen zu haben, die Sünden zu meiden und die Tugenden zu entwickeln. Dazu gehört eine genaue psychologisch und moraltheologisch begründete Kenntnis der zehn Gebote wie auch der in der Tradition als die sieben Hauptsünden bezeichneten Laster. Zugleich

¹⁰ Unter „mystisch“ verstehe ich die tiefe Verbindung des Menschen mit Gott, die bis zur *unio mystica* gehen kann, als „mystagogisch“ die Lehren, die den Weg zu dieser Verbindung aufzeigen.

soll man sich um die Tugenden bemühen: um die göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe ebenso wie um die vier Kardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maß. In den „guten Werken“ findet das Tugendstreben seinen sinnfälligen Ausdruck (s. Abschnitt 3.3.6). Als Wegbegleiter soll man sich gute Lehrer wählen. Die Lektüre der Heiligen Schrift und anderer die Frömmigkeit fördernder Texte sowie die kontinuierliche Besinnung auf sich selbst und auf Gott in der Meditation sind die wichtigsten Mittel des geistlichen Fortschritts. Auf dieser Stufe sind der Verstand und das Gefühl die bestimmenden Seelenkräfte. Der Verstand vermag in den Bildern und Erscheinungen der Welt Gott aufzuspüren; das Gefühl treibt den Menschen an, ihn zu suchen (s. Abschnitt 3.3.6). Selbst dann, wenn man ihn trotz aller Mühen nicht findet, also die Erfahrung der „tauben Jagd“ gemacht hat, soll man nicht verzagen. Gott entzieht sich oft, um die Sehnsucht des Suchenden noch mehr zu entflammen (s. Abschnitt 3.3.5).

Die dritte und höchste Stufe des Aufstiegs, die mystische Vereinigung mit Gott, erreichen auf Erden nur wenige Auserwählte (s. Abschnitt 3.3.6); der gewöhnliche Christ darf einen solchen Zustand der Entrückung nicht erwarten. Eine besondere Nähe zu Gott wird ihm aber geschenkt, wenn er in der Eucharistie Christus empfängt. In der Allegorie vom Gastmahl (s. Abschnitt 2.3.2) wird ausführlich dargelegt, wie man sich auf den Empfang der Kommunion vorbereiten soll. Wie die im Sakrament erfahrene Nähe zu Jesus lebendig gehalten werden kann, kommt in der Allegorie von der Seelenburg und vom Festhalten des Freundes (s. Abschnitt 2.3.3) zur Sprache. Die Eucharistie wird verstanden als Bild und Vorgeschmack des himmlischen Hochzeitmahles und der endgültigen Vereinigung mit Gott, die für die Erlösten die höchste Erfüllung sein wird: *O myn zele, dan salstu god kennen, mynnen, loven, ghebrucken. Syn waerheit, syn guetheit, syn ewicheit, syn zoticheit sal di versaden unde salighen unde al dyne oversten crachten sallen vort over vloyen* (M, S. 348).

5. Literarische Gestaltung

5.1. Zitate

Prägend für die Texte ist, wie in Predigten und geistlichen Schriften dieser Zeit allgemein üblich, die durchgängige Verwendung von Zitaten aus der Bibel und aus den Werken christlicher und nicht-christlicher Autoritäten. Die Zitate bilden Fundament und Stütze für die Belehrung, bieten anschauliche Bilder und regen an zu Meditation und Gebet. Eine erste grobe Übersicht für J ergibt etwa 100 Stellen aus der Heiligen Schrift, ungefähr zwei Drittel davon aus dem Alten Testament. Von letzteren bilden erzählende Texte aus dem Pentateuch und dem Makkabäerbuch einen Schwerpunkt. Es folgt das Hohelied mit zehn Zitaten, die vor allem dazu dienen, mit den Bildern von Braut und Bräutigam die Beziehung zwischen Jesus und der liebenden Seele zu

verdeutlichen.¹¹ Aus dem Neuen Testament werden vor allem die Evangelien und die Paulusbriefe benutzt. Die nicht biblischen Zitate belaufen sich auf etwa 50. Von den Kirchenvätern wird Augustinus am häufigsten zitiert; unter den geistlichen Lehrern hat Bernhard von Clairvaux deutlich den Vorrang. In M liegen die Verhältnisse ähnlich, nur kommen hier das Hohelied und Bernhard noch häufiger zu Wort, letzterer vor allem im Hinblick auf das Lob Marias.¹² Auch in der Liturgie verwendete Mariengebete und Hymnen sowie Litaneien (vor allem die sogenannte Lauretanische Litanei) kommen in M in vielfacher Abwandlung zur Sprache. Die Identifizierung aller Zitate, ein ausgesprochen arbeitsaufwendiges Unterfangen, steht noch aus. Sie bildet die Voraussetzung für die Untersuchung der Frage, welche biblischen Bücher und theologischen Werke den Verfasser der Texte besonders inspirierten, und welche Funktion diese Zitate innerhalb seiner Darlegungen haben.

5.2. Bilder und Gleichnisse

5.2.1. Theologische Begründung in J

Ein weiteres Charakteristikum der Texte ist die Verdeutlichung der Aussagen durch Gleichnisse und Bilder. In der Einleitung von J wird dieses Verfahren ausdrücklich begründet, ein besonderes Beispiel literarischer Selbstreflexion. Wie wichtig dem Verfasser das Thema ist, zeigt er dadurch, dass er dem Abschnitt ein eigenes Motto voranstellt, das Paulus-Wort „*God will, dat alle menschen salich werden, alset in em is*“ (I Tim 2,4). Daraus leitet er zunächst die Aufforderung ab, dass die Menschen dem Ruf Gottes entsprechen und sich ihm ganz zuwenden sollen. Dazu müssen die, die so sehr an den äußeren Dingen hängen (*also seer synt utwert gekeert up synlike dinge*), sich erst wieder auf sich selbst besinnen und sich nach innen kehren (*weder keren to em selven unde in em selven*). Mit den Worten des Hl. Augustinus heißt es: *O here, gif my dat ick weder kome in my unde in dy* (vgl. Anm. 9). Dieser Vorgang im geistlichen Leben findet seine Entsprechung in der philosophischen Aussage, dass am Anfang aller Erkenntnis die sinnliche Wahrnehmung steht, die dann vom Verstand verarbeitet werden muss. Dazu wird Aristoteles, *de natuerlike mester*, angeführt: *al onse verstaen beginnet van den sinnen*.

Dem soll auch die Sprache der geistlichen Verkündigung entsprechen, wie mit Berufung auf Jesus selbst und den Apostel Paulus ausgeführt wird. Jesus suchte *den menschen, dat verlorne schaep*, um es an sich zu ziehen und heimzuholen. Dazu wählte er eine anschauliche Sprache, die sich an der Lebens- und Erfahrungswelt der Angeredeten orientiert: *do sprack he vele parabolen, dat synt utwendigehe gelikeniss*,

11 Canticum 3,4 (Vulg.): *Tenui eum nec dimittam, donec introducam illum in domum matris meae et in cubiculum genetricis meae. – De mynnende zele spraek yn den boecke der leften: „Ick will em holden unde en will em nicht laeten gaen, soe langhe, dat ick em ynleide yn myner moeder hues in de slaepkamer“* (M, S. 278).

12 Angaben zu den Zitaten in M/J und W/L finden sich bei TRILOFF (1904, 46–49) und in RADEMACHERS Ausgabe von W (1940, 535).

up dat al getrecket worde na synre naturen. Das wird am Beispiel einiger bekannter Gleichnisse und Sprechsituationen verdeutlicht: *Sometyd sprak he ut den schepe, op dat de schiplude ghetrecket werden.* In diesem Sinne wird, rückgreifend auf das Eingangsmotto, auch das Wort des Apostels Paulus angeführt: *Ick byn den Greken geworden, ofte ick oek een Greeke gewesen hadde; alle menschen byn ick al ghewurden, op dat ick se alle mochte salich maken.* Um diese Darstellungsweise zu begründen und gleichzeitig zu verdeutlichen, wie eine solche aus dem Leben schöpfende Rede aussehen kann, werden zwei Bilder aus der Natur verwandt, die zugleich anschaulich sind und durch ihre paradoxe Zuspitzung Aufmerksamkeit erregen: *Natuerlike, so ist onbehorlick, op den bergen to vanghene de hekede unde de barse etc, unde hasen ofte ree in de beke, men ellick sal men soken na synre art.* In diesem Sinne versucht der Verfasser zu zeigen, dass er mit den Allegorien vom edlen Löwen und von der geistlichen Jagd Bilder gewählt hat, die zu Rang und Aufgabe des fürstlichen Adressaten passen.¹³

5.2.2. Bildhaftigkeit und Allegorie

Dem Prinzip lebensnaher Anschaulichkeit gemäß wird der lehrhafte Inhalt der Schriften ständig in Bilder umgesetzt, die allen Bereichen der sinnlichen Wahrnehmung und der Erfahrung entnommen sind: Himmel und Erde, Meer und Flüsse, Blumen, Bäume und Tiere, Wälder, Felder und Gärten, die Welt der Bauern und Bürger, der Geistlichen und Aristokraten kommen zur Sprache. Teils werden die Dinge nur erwähnt, teils eingehender beschrieben, aus eigener Welterfahrung oder auf Grund eines reichhaltigen Bücherwissens. Wenn Henning Junge in zwei Kapiteln seiner Dissertation ausführlich Veghe als Naturwissenschaftler sowie seine Naturbetrachtung und sein Naturgefühl behandelt und seine „lebensvoll-frische Sinneserfahrung“ und „sorgfältige Welt- und Selbstbeobachtung“ hervorhebt (vgl. JUNGE 1954, 1–54 und 58), dann nimmt er seine Beispiele größtenteils aus den Pseudo-Vegheschen Schriften. In diesem Sinne betont auch Schmidtke den „deutlichen Zug zur Detailmalerei und ein Bemühen, die Dinge sinnlich präsent zu machen“ und weist hin auf die „überschießenden Realitätsmomente“ und den „Impuls zur dinglichen Vielfalt, der „über die Bedürfnisse der geistlichen Bedeutung“ hinausgeht (SCHMIDTKE 1975, 427; 1982, 361).

Nie ist jedoch dieser Bilderreichtum Selbstzweck; immer dient er der Veranschaulichung einer geistlichen Aussage. Alle Dinge haben neben und hinter der realen Ebene eine allegorische Bedeutung: Die stöbernden Jagdhunde bezeichnen die weithin ausschweifenden Sinne; Katze und Mäuse verkörpern das aufmerksame Gewissen bzw. die sich überall einschleichende Sünde; Truhe oder Beutel erinnern an Leiden und Sterben Christi. Der Wald erscheint als Bild der Kirche, und die Bäume haben symbolische Bedeutung: Die Zeder steht für Christus, die Palmen für die Märtyrer; andere für die Bekenner und Jungfrauen. Blumen und Bäume werden zu Symbo-

¹³ Eine solche ausdrückliche „Legitimation der bildhaften Sprache“ (SCHMIDTKE 1982, 417) findet sich auch in L.

len der Tugenden Marias. Dies entspricht dem Denkstil der Zeit, wie er sich auch in den mittelalterlichen Enzyklopädien zeigt, die neben der Sachinformation fast immer auch auf die allegorische Bedeutung der Dinge eingehen (vgl. dazu MEYER 1990).

Allegorien sollen die Leser in ihren Bann ziehen und das Vergnügen an der Wahrnehmung der äußeren Welt verbinden mit der Freude am Entdecken des eigentlich Gemeinten und am Aufspüren tieferer Beziehungen. Dabei hat ein Ding nicht eine einzige Bedeutung, sondern einen vielfältigen Sinngehalt. Der Löwe in J ist sowohl das reißende Raubtier wie auch der kluge, großmütige König der Tiere, der Kühne oder der Vorsichtige, der sich seinen Verfolgern mit List entzieht, indem er mit dem Schwanz seine Spuren verwischt.¹⁴

Die Dingallegorien beziehen sich meist auf einzelne Vorstellungen, dienen aber auch als grundlegendes Gestaltungsprinzip größerer Texteinheiten. In J bestimmt die Löwen- und Jagdallegorie die Gliederung und Gedankenführung der drei Hauptteile, besonders des dritten. Für M ist die allegorische Deutung der dreifachen Krone Marias grundlegend; dem dritten Teil liegt die Allegorie vom Königshof zu Grunde. Auch weniger umfangreiche Teilabschnitte entfalten häufig eine Allegorie, deren Bestandteile in einer vorhergehenden Disposition aufgezählt werden, zum Beispiel die Allegorien von den Untergebenen, die ihren Herren nachfolgen und von der Schule des Kreuzes (s. Abschnitt 2.2.3), vom himmlischen Gastmahl und den dort geltenden Speiseregeln (s. Abschnitt 2.3.2), die M und J gemeinsame Allegorie vom Freund, den man in der Burg des Herzens festhält (s. Abschnitte 2.3.3 und 3.3.6) und die auf Jesu Tod hin gedeutete Allegorie vom Pascha-Lamm (s. Abschnitte 2.3.2 und 3.3.8): *dat pasche lam gebraden an dat spit des cruces in dat vuer syner groeten smerten, bedroepet mytten vette syner lefte unde synes edelen bloedes* (M, S. 181).

5.3. *Darstellungsweise und Gedankenführung*

Der Text von M ist von einem Redaktor mit (nicht durchgezählten) Zwischenüberschriften versehen worden. Die so markierten Abschnitte sind manchmal recht kurz; andererseits bleiben nicht selten sehr lange Zusammenhänge ohne Kapitelüberschriften. Bei J gibt es nur an vier Stellen ein Rubrum bzw. einen Ansatz dazu (TRILOFF, S. 14, A 1). Einzelne Abschnitte werden in beiden Texten durch rot gefärbte Initialen und durch Freiräume zwischen den Zeilen kenntlich gemacht. TRILOFF zählt für M 43 Initialen und für J 54 (S. 16, A 1). Über die gedankliche Entwicklung sagen diese Einteilungen meist wenig aus. In dieser Hinsicht sind die vom Autor selbst stammenden zahlreichen textimmanenten Gliederungshilfen weitaus aufschlussreicher, die *punte* bzw. *puntekes* der Dispositionsschemata sowie die darauf bezogene Rückverweise.

Über diese einteilenden und formgebenden Elemente hinweg aber fließen die Gedanken meist in einem breiten Strom dahin. Bereits behandelte Themen und Motive werden wiederholt, weiter entfaltet und variiert, bevor der nächste Hauptpunkt an-

¹⁴ J, S, 55–56, nach dem „Physiologus“, Kap. 1 (SCHÖNBERGER 2001).

gesteuert wird. Ausführlichkeit und Redundanz sind die am meisten ins Auge fallenden Eigenschaften der Darstellung. Das gilt besonders für M, wo sich am Ende die fortschreitende Struktur völlig auflöst und zu einer in sich selbst kreisenden Gedankenbewegung wird. In J treten diese Züge nicht ganz so stark hervor; die Schrift als ganze ist knapper und, indem sie den Verlauf des Jagdgeschehens in seinen einzelnen Phasen stets im Blick behält, stärker zielgerichtet. Für beide Texte aber gilt, dass die variierende Wiederholung und „überwucherte“ Gliederung nicht einer Unfähigkeit zu straffer Gedankenführung entspringt, sondern einem Stilprinzip folgt, das Gedanken und Bilder intensiv vergegenwärtigen will und auf ein verweilendes, tief in die Materie eindringendes Lesen abzielt. Die Schriften sind nicht darauf angelegt, in einem Zuge durchgelesen zu werden; die einzelnen Abschnitte sind auch aus sich selbst heraus verständlich und laden dazu ein, sich in die Einzelheiten zu versenken. Dafür, dass gleichzeitig auch die großen Zusammenhänge erkennbar bleiben, sorgen die Hinweise auf die Groß- und Feingliederung der Gedanken. Jedenfalls sind unsere Texte ihrem Wesen nach eher Meditationen als Abhandlungen bzw. Traktate.

6. Die Bedeutung von Meditation und Gebet

Einer solchen meditativen Lektüre kommt in der Tat in der Spiritualität der *Devotio Moderna* eine besondere Bedeutung zu; in großer Ausführlichkeit wird sie zum Beispiel in Gerhard Zerbolts Anleitungen zum geistlichen Leben behandelt.¹⁵ Auf diesem Hintergrund lassen sich Funktion und Gattung der „Pseudo-Vegheschen Schriften“ wohl am besten erkennen.

Zerbolt geht davon aus, dass der Mensch für seinen Aufstieg zu Gott alle geistig-seelischen Kräfte einsetzen muss: Intellektuelle Erkenntnis (*intellectus*), Vorstellungs- und Erinnerungsvermögen (*memoria*) und Willenskraft (*voluntas*). Der *intellectus* wird vor allem durch die Lektüre geistlicher Bücher gefördert; die *memoria* übersetzt die Abstraktion der gedanklichen Inhalte in bildhafte Anschauung und in gefühlshafte Anteilnahme. So wird die *voluntas* dazu bewegt, im täglichen Leben die Laster zu bekämpfen, die Tugenden einzuüben und die Gottesliebe wachsen zu lassen. Die *memoria* bildet in dieser Trias der Seelenkräfte den Dreh- und Angelpunkt zwischen Intellekt und vom Willen gesteuertem Handeln. In der Meditation werden alle drei Fähigkeiten des menschlichen Geistes in besonderer Weise entfaltet.

6.1. Meditationsthemen

Für die Anfänger auf dem geistlichen Weg werden Meditationen empfohlen, die Furcht erregen, um den Menschen von seinem sündhaften Leben abzuschrecken (A,

¹⁵ Allgemein dazu: GOOSSENS (1952), STAUBACH (2011). Zerbolt von Zutphens Traktate: LEGRAND (2001; im Folgenden abgekürzt: R), LEGRAND (2006; abgekürzt A).

Kap. 16). Besonders betrachtet werden soll zum einen der Tod: die Kürze des Lebens, die Qualen des Sterbens, die Unausweichlichkeit des Todes und die Ungewissheit der Todesstunde (A, Kap. 19), zum anderen das Jüngste Gericht (A, Kap. 22) und die Strafen der Hölle (A, Kap. 21). Bis in die Einzelheiten werden die mit dieser Thematik verbundenen bildhaften Vorstellungen dargestellt und so die entsprechenden Meditationsgedanken angeregt.

Als besonders geeignet für die zweite Stufe, in der es um das Entflammen der Liebe geht, werden Meditationen über die Hoffnung auf den Himmel und das Ewige Leben bezeichnet. Hier geht es um die christlichen Grundtugenden Glaube, Hoffnung und Liebe, die von Gott empfangenen Wohltaten und Gnaden und um Freuden des Himmels (A, Kap. 25–26).

Im dritten Wegabschnitt, der *via perficientis*, steht Jesus im Mittelpunkt der Betrachtungen, zunächst in seiner menschlichen Gestalt und seiner vorbildhaften Persönlichkeit, dann als der Mensch gewordene Sohn Gottes, in dem man wie in einem Spiegel den Vater erkennen kann. Unter diesen beiden Aspekten gibt Zerbolt Meditationsanregungen zu allen Abschnitten des Lebensweges Jesu, von der Geburt über die ersten dreißig Jahre seines Lebens, über die Zeit seines öffentlichen Auftretens bis hin zu Leiden, Tod und Himmelfahrt und zur Sendung des Heiligen Geistes. Dabei nimmt die Leidensgeschichte den größten Raum ein. Eine besondere Rolle spielt auch die Einsetzung der Eucharistie und die bleibende Gegenwart Christi im Sakrament, das als Vorgeschmack des himmlischen Gastmahls und der ewigen Seligkeit verstanden wird.

Bilder und Reflexionen aus allen diesen Themenbereichen finden sich in unseren Texten an vielen Stellen. Besonders ausführlich werden Geburt und Tod Jesu betrachtet. Der Geburt ist der erste Teil von M gewidmet, seinem Leiden und Sterben der zweite Teil von M und große Abschnitte von J. Wesentlich mehr Aufmerksamkeit als bei Zerbolt richtet sich auf Maria, besonders in M. Indem die drei Teile des Werkes die Freuden (Krippe und Stall, s. Abschnitt 2.1), die Leiden (Kreuz, s. Abschnitt 2.2) und die ewige Herrlichkeit (Himmel, s. Abschnitt 2.3) der Gottesmutter betrachten, folgen sie dem „freudenreichen“, „schmerzhaften“ und „glorreichen“ Rosenkranz mit seinen jeweils fünf Meditationspunkten („Mysterien“), wie er in der katholischen Frömmigkeit bis heute üblich ist. Die Überschrift zur Gliederung von M sagt ausdrücklich (S. 9): *Wu men Marien eren sal myt dren rosen krenskan*, und am Anfang des Abschnitts heißt es: *Du salst eer roesen krenseken lesen*. In immer neuen Bildern und Ehrentiteln wird sie im Text als Königin des Himmels, als Helferin und Fürsprecherin der Menschen und als Mittlerin der göttlichen Gnade angerufen. Stets wird sie dabei allerdings in Verbindung mit Jesus und in ihrer besonderen Rolle im göttlichen Heils- und Erlösungsplan gesehen.

6.2. Meditation als innerer Vorgang

Zur inneren Anteilnahme bei der Meditation fordert Zerbolt immer wieder auf durch Formulierungen wie *cogita, cogita reflectiones* oder *propone oculis tuis* (A, S. 164). Es geht also darum, nachzudenken und sich Gegenstände und Ereignisse bildhaft vor Augen zu führen. Dabei sind die durchgängig verwendeten Allegorien Anregung und Hilfe, um Gedankliches anschaulich zu machen und Gefühle zu wecken. In ihrer symbolhaften Verdichtung haben sie auch eine mnemotechnische Funktion. Sie prägen sich der *memoria* fest ein und lassen sich von dort leicht wieder abrufen. Bei den aus allen vier Himmelsrichtungen wehenden Winden etwa denkt man an Gottes Wohltaten, an Tod, Gericht und Ewiges Leben; die Ausstattungsstücke, die in einer Truhe verborgen werden, um den Freund am Abreisen zu hindern, erinnern an das Leiden Christi.

Oft werden Situationen so anschaulich und detailgenau dargestellt, dass sich der Betrachtende selbst in das Geschehen hineinversetzen kann. In der Szene im Stall von Bethlehem mit Ochs und Esel und dem Kind auf dem mit Stroh bedeckten Boden bittet er Maria, sich dem Neugeborenen nähern zu dürfen, um es zu herzen und zu küssen. Sie möge ihn einlassen, und sei es nur durch die Hintertür, durch die der Mist ausgeworfen wird (M, S. 55–59). Deutlich und manchmal mit schwer erträglichem Realismus wird in den Szenen der Geißelung oder der Kreuzigung das Bild des leidenden Jesus heraufbeschworen. Auch hier geht es um eine Vergegenwärtigung des Heilsgeschehens, um ein intensives emotionales Miterleben (*adhaesio* und *affectatio*). Das in der Meditation Wahrgenommene ist nicht die bloße Erinnerung an ein historisches Faktum; das Ereignis wird zur Zeit und Raum überspringenden Gegenwart, zur miterlebten Wirklichkeit. Dies wird in den Texten gelegentlich durch ein „jetzt“ oder „heute“ (*huden*) ausgedrückt, etwa in der Szene im Stall: *huden yn der ghebornen Cristi is dy verkundighet mitten hirten van den enghel groete blyschap* (M, S. 46).¹⁶

Um sich seinen eigenen Tod vorzustellen, soll man sich in einen Sterbenden hineinversetzen: *te interdum transforma in affectum hominis morientis* (A, Kap. 19,16) oder sich die Schrecken von Hölle und Tod vergegenwärtigen und sich davon aufwählen lassen. Auf die dadurch geweckten Gefühle verweisen Ausdrücke wie *excitare horrorem, suspirare, gemere, plorare* (A, Kap. 22, S. 180); *cor tuum amaricari, timore concuti, terrore perturbari* (A, Kap. 16, S. 15); *compunctio* (Zerknirschung, innere Erschütterung). Bei den Freuden des Himmels geht es darum, *totam animam et affectionem ad caelestia erigere et per spem in celestibus habitare* (A, S. 194).

Wer meditiert, versenkt sich ins Einzelne, wendet einen Gedanken oder ein Bild hin und her, bis er es sich zu eigen gemacht hat, so dass es Verstand und Gemüt erfüllt. Diese geistige Übung wird als *ruminatio* (Wiederkäuen) bezeichnet; sie soll mit großem Eifer (*studiose ruminari*) und häufig durchgeführt werden: *frequenter cor tuum*

16 Weitere Beispiele bei TRILOFF (1904, 248). Seine Deutung, mit *huden* werde Bezug genommen auf ein bestimmtes Festtageevangelium (248–249), ist verfehlt. „Heute“ ist immer dann, wenn eine Szene durch Meditation vergegenwärtigt wird.

repleveris (A, S. 158). Die zu meditierenden Stoffe sollen konzentriert, langsam, in überschaubaren Abschnitten gelesen und wiederholt überdacht werden. Genau dazu laden Gedankenführung und Struktur der „Pseudo-Vegheschen“ Schriften ein.

Die in der Meditation erweckte innere Anteilnahme führt den Betrachtenden zur eigenen Stellungnahme, zum Nachdenken über sein geistliches Leben und zum Gebet: *lectio scripturarum meditacionibus semen ministrat, unde meditacio affectum generet, affectus ad oracionem recurrat, qua fructum virtutis impetret* (R, Kap. 35, S. 228). Immer wieder werden die Texte unterbrochen durch Reflexionen oder Selbstanreden, in denen die „innige Seele“ ihre eigene Ergriffenheit und Betroffenheit ausdrückt. Typischer Ausdruck tiefer Bewegung sind die häufig vorkommenden Ausrufe, eingeleitet durch Interjektionen wie *o* oder *ach*. Das Gebet, häufig gerichtet an Jesus, an Gott Vater und an Maria, seltener an den Heiligen Geist, ist Frucht und Höhepunkt der Meditation. Gebete stehen regelmäßig am Ende eines Abschnittes; sie finden sich aber auch in großer Zahl an anderen Stellen der Betrachtung.¹⁷

7. Historische Zusammenhänge

7.1. Der Fürst in der „Geistlichen Jagd“

In der Widmung redet der Autor als Sprecher seiner Gemeinschaft den Fürsten und Landesherrn an. Der Ton ist respektvoll, ja unterwürfig, so wie es dem Brauch entspricht, wenn man einem Höhergestellten ein Buch oder Kunstwerk überreicht. Allerdings setzt das Bernhard von Clairvaux entnommene Motto *De rechte lefte kennen ghenen heren; de lefte vint ghelick ofte se maket ghelick* auch einen gegenläufigen Akzent.¹⁸ Bernhard geht von dem unendlichen Abstand zwischen Gott und Mensch aus, der jedoch dadurch überwunden wird, dass die beiden Partner der an sich ungleichen Beziehung einander mit der jeweils höchstmöglichen Kraft lieben und sich so gleichsam auf einer Ebene begegnen. In diesem Sinne haben auch die geistlichen Untertanen des Fürsten ihre eigene Würde, die die Standesunterschiede schwinden lässt.

Im Rückblick auf die jüngst erfolgte erste Begegnung mit dem Fürsten heißt es, von seinem guten Ruf und seinen Tugenden habe man schon gehört, bevor er im Kloster abgestiegen sei (*nederdaelen* in seiner doppelten Bedeutung von „absteigen“ und „sich herablassen“), doch habe der Eindruck bei dem persönlichen Zusammentreffen die Erwartungen weit übertroffen. Dieses Kompliment wird durch zwei biblische Beispiele erläutert. Die Königin von Saba, die zu Salomon reist, weil sie von seiner Weisheit gehört hat, staunt darüber *dat er dat halve deel nicht ghesaget en was syner*

17 Nicht zuletzt in diesen Ausrufen, Selbstanreden und Gebeten liegt der Ausdruck „starker innerer Bewegung und Ergriffenheit“ und der „innige Ton“, den schon KUNISCH (1938, 142) als besonderes Merkmal der Pseudo-Vegheschen Schriften hervorhebt.

18 Bernhard von Clairvaux, Sermo 83,4: *Solus est amor ex omnibus animae motibus (...), in quo potest creatura, etsi non ex aequo, respondere Auctori vel de simili mutuam rependere vices*; 83,6: *Nam etsi minus diligit creatura, quoniam minor est, tamen, si ex tota se diligit, nihil deest, ubi totum est.* (Migne, Patrologia Latina 183, 1183B und 1184B).

wysheit, herlicheit. Die Söhne Jakobs, die ihren Bruder Josef als Slaven verkauft haben, ziehen in einer Hungersnot nach Ägypten, um Brot zu kaufen. Dort werden sie vor den zu höchster Stellung aufgestiegenen Josef geführt, sehen ihn in *groter herlicheit* und werfen sich ihm, sprachlos vor Angst, zu Füßen. Als er sie aber freundlich anredet, werden sie *vry unde kone unde spreken em to*. So staunt auch die Klostergemeinschaft über die unerwartete Weisheit, Herrlichkeit und Milde des Fürsten, durch dessen Freundlichkeit man sich ermutigt fühlt. Darum bittet man demütig, dass er die Schrift *alsoe mynmentlike wilt ontfanghen, alse wy se utgheven*. Mit dem Wunsch nach der Gegenliebe des Hochgestellten wendet sich der Gedanke zurück zum Motto des Textes: *de lefte vint ghelick ofte se maket ghelick*.

Betrachtet man allerdings die biblischen Beispiele von der Königin von Saba und Josef und seinen Brüdern genauer, erkennt man einen deutlichen Unterschied: In den beiden Erzählungen sind es die Besucher, die etwas erhalten wollen, nämlich Weisheit bzw. Nahrung. Die Besuchten hingegen besitzen das Gewünschte und verschenken es großmütig. Dies entspricht wohl eher dem Selbstbewusstsein der Klostergemeinschaft: Man hat dem Fürsten durch seine geistliche Kompetenz mehr zu geben als er ihnen, eine subtile Pointe, die natürlich unausgesprochen bleibt.

Inhalt und Struktur des Textes sind ausgerichtet auf Lebensweise, Interessen und Aufgaben des Fürsten. Auf ihn beziehen sich, wie in der Vorrede (J, S. 5–6) eingehend begründet, die grundlegenden, allegorisch gedeuteten Bilder des Jägers und des Löwen. Der Verfasser legt Wert darauf, dass dem Adressaten dieses besondere Eingehen auf seine Person bewusst wird und er es als Ausdruck der Wertschätzung versteht. Insbesondere der Verlauf der kenntnisreich in allen Einzelheiten geschilderten Jagd, dieser dem Adel vorbehaltenen und dem Fürsten vertrauten Tätigkeit, bildet den Leitfaden für die Darstellung des geistlichen Weges. Auch zahlreiche weitere Bilder, Vergleiche und Allegorien sind dem höfisch-aristokratischen Umfeld entnommen. Ein herrschaftlicher Wohnsitz z. B. taucht in der Allegorie von der Seelenburg auf (s. Abschnitt 3.3.6); auch die Burgküche und der Speisesaal kommen zur Sprache.

Unmittelbar angesprochen wird der Fürst im 3. Teil (J, S. 83–138). Dort werden ihm wie in einer „Fürstenlehre“ in einigen längeren Passagen die elementaren Pflichten seines Standes dargelegt und durch zahlreiche Beispiele aus der Heiligen Schrift, besonders aus dem Alten Testament, erläutert. Eine völlige Abkehr von der Welt wird von ihm natürlich nicht verlangt, wohl aber ein Leben der Tugend und der Frömmigkeit. Darin soll er seinen Untergebenen ein Vorbild sein (S. 83–89). Das Jagen, das ihm, im Gegensatz zu kirchlichen Würdenträgern, erlaubt ist, soll er an Sonn- und kirchlichen Feiertagen vermeiden. Als Landesherr ist er auch für die Lebensführung seiner Untergebenen verantwortlich und wird darüber vor Gott Rechenschaft ablegen müssen (S. 126–127). Er trägt alle Lasten der Regierung und ist mehr als alle anderen Menschen den Stürmen und Wechselfällen des Lebens ausgesetzt. Er soll die Stütze seiner Untertanen sein und wie ein Löwe für die Seinen kämpfen (S. 83–89). Im Umgang mit ihnen soll er großmütig sein und die Demütigen schonen, die Stolzen aber beugen (S. 89). Als Tugenden eines Herrschers werden genannt: Weisheit und die Fähigkeit, kluge Berater auszuwählen, eher Alte und Erfahrene als Junge und Leiden-

schaftliche (S. 95–102). Mit vorausschauender Klugheit soll er dafür sorgen, dass das Volk seine Freiheit behält (S. 94–95). Er soll gnädig und milde sein (S. 103–104) und Gerechtigkeit üben (S. 104–106). Dazu gehört besonders, dass er unrecht erworbenes Gut wieder zurückerstattet (S. 130–138).

Die Widmung richtet sich an einen Fürsten, der zum ersten Mal, wohl kurz vor oder nach seiner Amtsübernahme, das Kloster besucht. Bei dieser besonderen Begegnung will die Gemeinschaft den Gast ihrer Loyalität versichern und ihn günstig stimmen. Der Fürst ist noch jung: Von seinen Tugenden hat man schon gehört, von großen Taten ist aber nicht die Rede. Man betont seine Weisheit und setzt durch die Überreichung einer Meditationsschrift voraus, dass er literarisch interessiert und für Fragen der Moral und des geistlichen Lebens aufgeschlossen ist. Er wird für noch bildbar und belehrbar gehalten; die im Text enthaltenen grundlegenden Standesregeln richten sich eher an einen noch jungen Mann am Anfang seiner Laufbahn als an einen erfahrenen Herrscher. Vor allem die Warnung vor jungen und leidenschaftlichen Ratgebern ist hier aufschlussreich. Die wechselseitige Liebe, von der die Rede ist, bedeutet konkret die Erwartung, dass der neue Herrscher das Kloster wohlwollend fördern, also für Wahrung und Mehrung des Besitzstandes sorgen wird, wie er sich andererseits auf geistliche Betreuung und das Gebet der Gemeinschaft verlassen kann.

7.2. Identifizierung des Adressaten

Weil Veghe zwischen 1469 und 1475 am Aufbau des Fraterhauses in Rostock im Herzogtum Mecklenburg beteiligt und dort auch als Rektor tätig war, identifizierte die ältere Forschung den in J angesprochenen Fürsten mit dem Jungherzog Magnus II. von Mecklenburg (SCHULZE 1890, 597; TRILOFF 1904, 6 und 228). Diese Zuschreibung musste natürlich aufgegeben werden, als man Veghe die Autorschaft an den „Pseudo-Vegheschen Traktaten“ absprach. So heißt es bei SCHMIDTKE (1999, 196): „Anhaltspunkte zur Bestimmung eines fürstlichen Widmungsträgers existieren nicht, doch bleibt die Feststellung von JOSTES gültig, dass ‚in Westfalen in damaliger Zeit kein Fürst zu finden ist““.

Als gesichert kann allerdings gelten, dass W und L in Frenswegen entstanden sind und dass auch M und J aus derselben Feder stammen. Alle vier Schriften stimmen nämlich in Thematik und Gedankenführung, in Motiven und Bildern, in Stil und Sprache bis in die einzelnen Formulierungen hinein vollkommen überein. Die zahlreichen schon von Triloff nachgewiesenen Übereinstimmungen können leicht um ein Vielfaches ergänzt werden. Bei dem in J erwähnten Fürsten, der in besonderer Beziehung zum Kloster steht und hier einen ersten offiziellen Besuch macht, kann es sich nur um den zuständigen Landesherrn, den Grafen von Bentheim, handeln. Das scheinbar widersprechende Argument, es habe in Westfalen zur damaligen Zeit keinen Fürsten gegeben, ist in dieser Form nicht zutreffend. Zwar gehörten seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts offiziell nur die hochrangigen Inhaber der vom Kaiser bzw. König verliehenen sogenannten „Fahnenlehen“ sowie die mit den Regalien belehnten

Fürstbischöfe zum Reichsfürstenstand, doch bezeichnete man auch jene Adligen als Fürsten, die auf eigenem Territorium herrschaftliche Hoheitsrechte ausübten. Dazu gehörten auch die Grafen von Bentheim, die Frenswegen seit seiner Gründung im Jahre 1394 zu ihrem Hauskloster und ihrer Grablege gemacht hatten.¹⁹

Es fragt sich nun, welchem Bentheimer Grafen J gewidmet ist. Da die mit Wb bezeichnete Abschrift des Frensweger *Wyngharden der sele*, wie im Text vermerkt, am Sonntag Exaudi (dem 30. April) 1486, begonnen wurde, muss die Vorlage einige Zeit früher entstanden sein, und dasselbe gilt wegen der engen Übereinstimmung mit L, M und J auch für diese Schriften. Der erste Klosterbesuch des Adressaten von J, der soeben seine Herrschaft angetreten hat, muss in den Zeitraum zwischen der Klostergründung 1394 und einigen Jahren vor 1486 liegen. Dafür kommen drei Personen in Betracht: Everwyn I. (Graf seit 1421), Bernhard II. (seit 1454) und Everwyn II. (seit 1473).²⁰

Der 1397 geborene Everwyn I. aus dem Hause der Edelherren von Götterswick unterstützte seit etwa 1417 seinen hochbetagten, kinderlosen Großonkel Bernhard I. von Bentheim in seinen Regierungsgeschäften, etwa in der großen Fehde gegen den Bischof von Utrecht. Seit dieser Zeit war er im Kloster Frenswegen bekannt. Als er ein Jahr nach dem Tod seiner ersten Frau 1421 die Nachfolge Bernhards antrat, war er schon eine in Politik und Leben erfahrene Persönlichkeit, entsprach also kaum dem Adressaten von J, wie er oben charakterisiert wurde.

Sein um 1435 geborener Sohn Bernhard II. wurde, nachdem sein Vater am 4. März 1454 gestorben war, im Alter von neunzehn Jahren dessen Nachfolger. Seit 1452 nahm er an der sogenannten Münsterischen Stiftsfehde teil; auf dem Schlachtfeld von Varlar wurde er am 18. Juni 1454 zum Ritter geschlagen. Wäre die Widmung von J in diesen Jahren entstanden, wäre sie sicher auf die Aktivitäten eingegangen. Im Kloster Frenswegen behielt man Bernhard II. in schlechter Erinnerung. Die um 1480 entstandene Chronik der Grafen von Bentheim berichtet von seinem ausschweifenden Leben, das ihn krank gemacht habe. Vom Kloster habe er unter Missachtung der von seinen Vorgängern erteilten Privilegien Geldabgaben erhoben (ROOLFS u. a. 2011, Z. 661–669).

Auf den 1473 verstorbenen Bernhard II. folgte sein 1461 geborener Sohn Everwyn II., der schon kurz nach seiner Geburt seine Mutter verloren hatte. Als Vormund des Zwölfjährigen fungierte der Ritter Gerhard von Keppel zu Weddern, eine der einflussreichsten Persönlichkeiten im Bistum Münster, Ratgeber des Fürstbischofs und auch Erbmarschall des Herzogtums Kleve, der 1476 seine Burg in ein Kartäuserkloster umwandelte und auch mit dem Kloster Frenswegen verbunden war, wo man seiner, seiner Ehefrau Hildegund von Voet und seines Sohnes am 19. Dezember gedachte (LÖFFLER 1930, 205). Mit 15 Jahren wurde Everwyn II. für volljährig erklärt; vom Herbst 1476 datiert die erste mir bekannte Urkunde, in der er in eigenem Namen

19 Formell erhielten die Herren von Bentheim-Steinfurt den Fürstentitel erst nach 1815, als die Herrschaften Bentheim und Steinfurt in die Königreiche Hannover bzw. Preußen eingegliedert wurden.

20 Zu den genannten Grafen: MÖLLER (1879), ZU BENTHEIM UND STEINFURT (1982).

auftritt.²¹ Um diese Zeit wird er auch seinen ersten Besuch im Kloster gemacht haben. Von einem jungen Mann dieses Alters, geprägt von der tiefen Frömmigkeit seines Vormunds, konnte man in der Tat hoffen, dass die Ratschläge für das Verhalten eines Fürsten und die Anleitung zum geistlichen Leben auf fruchtbaren Boden fielen. Von ihm durfte man auch die Wiederherstellung der alten Rechte des Klosters erwarten, die sein Vater verletzt hatte. In der Tat blieben Everwyn wie auch seine Frau Ingeburg von Mecklenburg, die er 1489 geheiratet hatte, ihr Leben lang Frenswegen zugetan.²²

Alles spricht dafür, dass Everwyn II. der Adressat von J ist.

Von der dem Junggrafen gewidmeten Schrift machte man sich in Frenswegen sicher eine Kopie, ihres geistlichen Inhalts wegen und auch, weil sie ein wichtiges Dokument für die guten Beziehungen zwischen dem Grafenhaus und dem Kloster darstellte. Diese Kopie oder eine Abschrift davon hat sich in der Handschrift J erhalten. Dass man sie mit dem entschuldigenden Hinweis versah, der eigentlich für einen Fürsten verfasste Text sei auch für geistliche Menschen durchaus geeignet (J, S. 1), zeigt, dass der Text für die Zweitverwendung nicht umgearbeitet wurde.²³ Der von TRILOFF (1904, 10, Anm. 1, 12, Anm. 1) beschriebene Einband von M/J deutet darauf hin, dass die beiden Texte zeitnah zu ihrer Abfassung in einem Band vereint wurden.

Den Verfasser von J und M sowie von W/L wird man unter den etwa 25 Chorherren zu suchen haben, die im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts im Kloster Frenswegen lebten.²⁴ Als geistlicher Schriftsteller ist von ihnen bisher nur Albertus Pistoris (Albert Becker) aus Münster bekannt geworden, der 1454 eine Schrift zur Belehrung und Ermahnung seiner Nichte in Münster verfasste, die um 1480 in eine (vielleicht von ihm selbst zusammengestellte) moraltheologisch-asketische Sammelhandschrift aufgenommen wurde.²⁵ Darin sind auch Teile von zwei aus Münster stammenden Texten des Domherrn Heinrich von Keppel enthalten. Umgekehrt fand etwa um dieselbe Zeit die Handschrift W/L ihren Weg nach Münster, um dort kopiert zu werden – Vorgänge, die den geistigen Austausch zwischen den Augustinerchorherren in Frenswegen und den Fraterherren in Münster belegen (vgl. TÖNS i. V.). Ob Albertus allerdings wirklich der Verfasser unseres Textes war, muss zunächst offen bleiben. Eine Untersuchung der Sprache von M/J und ein Vergleich mit den Ergebnissen der Studie, die Robert PETERS (i. Vorb.) der Sprache des Albertus Pistoris gewidmet hat, könnte vielleicht neues Licht auf diese Frage werfen.

21 Am 30. Juni 1475 tritt noch Gerhard von Keppel als Tutor des Junggrafen Everwyn auf (BRUNS 1971, 131, Urk. 107); am 17. Oktober 1476 erscheint Graf Everwyn als eigenständige Rechtsperson (BRUNS 1976, 348, Urk. 29).

22 Aus dem Besitz des Grafenpaares hat sich ein lateinisches Stundenbuch (wahrscheinlich Frenswegen um 1490) erhalten: PLOTZEK (1987, 210–212, Nr. 69).

23 Anders WORSTBROCK (1999, 196).

24 Ihre Namen lassen sich anhand der von KOHL (1971, 82f., 90f., 106–132) erstellten Personallisten ermitteln.

25 Dazu demnächst: TÖNS u. a. (i. Vorb.).

Auf jeden Fall sollte man den Notnamen „Pseudo-Veghe“ aufgeben. Die bisher mit diesem verbundenen Werke könnte man als „Frensweger Meditationen über den geistlichen Aufstieg zu Gott“ bezeichnen.

8. Literaturverzeichnis

- BÄUMER, Alois (1930): *Johannes Veghe*. In: *Westfälische Lebensbilder*. Hauptreihe I,2. Münster, S. 166–182.
- ZU BENTHEIM UND STEINFURT, Hubertus Prinz (1982): *Die Chronik der Grafen von Bentheim vom Jahr 1122–1613*. In: *Jahrbuch des Heimatvereins der Grafschaft Bentheim 1982*, S. 107–113 mit den Stammtafeln S. 115–116.
- BRUNS, Alfred (1971): *Inventar des Fürstlichen Archivs zu Burgsteinfurt*. Münster (INA Westfalen, NF 5).
- BRUNS, Alfred (1976): *Inventar des Fürstlichen Archivs zu Burgsteinfurt*. Münster (INA Westfalen, NF 6).
- GERWING, Manfred (1986): *Malogranatum oder der dreifache Weg zur Vollkommenheit. Ein Beitrag zur Spiritualität des Spätmittelalters*. München.
- GERWING, Manfred / Rudolf-Kilian WEIGAND (Hgg.) (2018): *Malogranatum – Granatapfel. Textdokumentation*. Der Text der mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Malogranatum-Übersetzungen auf der Basis der gesamten Überlieferung nach ausgewählten Handschriften. Eichstätt. Online-Fassung: <http://edoc.ku-eichstaett.de/22125/>.
- GOOSSENS, L. A. M. (1952): *De meditatie in de eerste tijd van de Moderne Devotie*. Haarlem Antwerpen.
- JOSTES, Franz (Hg.) (1883): *Johannes Veghe. Ein deutscher Prediger des XV. Jahrhunderts*. Zum ersten Male hg. von F. J. Halle.
- JOSTES, Franz (1885): *Drei unbekannte deutsche Schriften von Johannes Veghe*. In: *Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft* 6, S. 345–412.
- JUNGE, Heinrich (1954): *Johannes Veghe. Sprache, Stil, Persönlichkeit*. Hamburg (Diss. masch.).
- KOHL, Wilhelm (1971): *Das Bistum Münster. Die Klöster der Augustiner-Chorherren*. Berlin (Germania Sacra. Neue Folge, 5).
- KUNISCH, Hermann (1938/1968): *Johannes Veghe und die oberdeutsche Mystik des 14. Jahrhunderts*. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 75, S. 141–171. Wiederabdruck in: Ders.: *Kleine Schriften*. Berlin, S. 121–136.
- KUNISCH, Hermann (1938): *Heinrich Rademacher, Mystik und Humanismus der Devotio Moderna (Rez.)*. In: *Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 57, S. 105–109.
- KUNISCH, Hermann (1940): *Johannes Veghe, Lectulus noster floridus, Unser Blumenbettchen (Rez.)*. In: *Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 59, S. 29–31.

- LEGRAND, Francis Joseph (2001): *Aux origines de la Devotio Moderna. Gérard Zerbolt de Zutphen, Manuel de la réforme intérieure / Tractatus devotus de reformatione virium anime*. Introduction par José VAN AELST, Édition critique et traduction par soeur Francis Joseph LEGRAND. Turnhout.
- LEGRAND, Francis Joseph (2006): *La montée du coeur / De spiritualibus ascensionibus*. Introduction par Nikolaus STAUBACH, Édition critique et traduction par sr Francis Joseph LEGRAND. Turnhout.
- LERCHNER, Karin (1993): *Lectulus Floridus. Zur Bedeutung des Bettes in Literatur und Handschriftenillustration des Mittelalters*. Köln u. a.
- LÖFFLER, Klemens (Hg.) (1930): *Quellen zur Geschichte des Augustinerchorherrenstifts*. Soest.
- MEYER, Heinz (1990): *Zum Verhältnis von Enzyklopädik und Allegorese im Mittelalter*. In: *Frühmittelalterliche Studien* 24, S. 290–330.
- MÖLLER, Johann Caspar (1879): *Geschichte der vormaligen Grafschaft Bentheim (...)*. Lingen.
- NEUMANN, Hans (1972): *Arthur Hübner*. In: *Neue Deutsche Biographie* 9, S. 719–720.
- PETERS, Robert (2006): *Stadt und Fraterhaus. Zur Schreibsprache münsterischer Urkunden und Predigten aus der Mitte und vom Ende des 15. Jahrhunderts*. In: *NdW* 46, S. 147–195.
- PETERS, Robert (2008): *Von Frenswegen nach Münster. Zwei Fassungen des Wyngaerden der sele*. In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 127 (Sonderheft: *Der Schreiber als Dolmetsch*), S. 87–117.
- PETERS, Robert (i. Vorb.): *Zur Schreibsprache des Albertus Pistoris*. In: TÖNS u. a. (i. Vorb.).
- PLOTZEK, Joachim M. (Bearb.) (1987): *Andachtsbücher des Mittelalters aus Privatbesitz*. Katalog zur Ausstellung im Schnütgen-Museum. Köln.
- RADEMACHER, Heinrich (1935): *Mystik und Humanismus der Devotio Moderna in den Predigten und Traktaten des Johannes Veghe*. Hilstrup.
- RADEMACHER, Heinrich (Hg.) (1938): *Lectulus Noster Floridus / Unser Blumenbetten. Eine devot-mystische Schrift des 15. Jahrhunderts*. Hilstrup.
- RADEMACHER, Heinrich (Hg.) (1940): *Wyngaerden der sele. Eine aszetisch-mystische Schrift aus dem 15. Jahrhundert*. Hilstrup.
- ROOLFS, Friedel Helga / Heike RIEDEL-BIERSCHWALE / Volker HONEMANN (Hgg.) (2011): *Een cronike van den greven van Bentheim*. Edition und Übersetzung einer spätmittelalterlichen Chronik der Grafen von Bentheim. 2. Aufl. Bielefeld.
- SCHLOSSER, Marianne (Hg.) (2009): *Vom äußeren und inneren Menschen*. St. Ottilien.
- SCHMIDTKE, Dietrich (1975): *Bemerkungen zum ‚Wyngaerden der Sele‘ des Ps.-Veghe*. In: Hans FROMM u. a. (Hgg.): *Verbum et Signum*. Zweiter Band. *Beiträge zur mediävistischen Bedeutungsforschung. Studien zur Semantik und Sinntradition im Mittelalter*. München, S. 413–436.
- SCHMIDTKE, Dietrich (1982): *Studien zur dingallegorischen Erbauungsliteratur des Spätmittelalters am Beispiel der Gartenallegorese*. Tübingen.

- SCHMIDTKE, Dietrich (1999): *Artikel „Veghe, Johannes und Pseudo-Veghe“*. In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. Begr. von Wolfgang STAMMLER, 2. Aufl., hg. von Burghard WACHINGER u. a., Bd. 10, Sp. 190–199.
- SCHÖNBERGER, Otto (Hg.) (2001): *Physiologus*. Griechisch/Deutsch. Übers. und hg. von O. Sch. Stuttgart.
- SCHULZE, Ludwig (1890): *Zur Geschichte der Brüder vom gemeinsamen Leben*. Abschnitt III: Bisher unbekannte Schriften des Johannes Veghe. In: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 11, S. 596–617.
- STACKMANN, Karl (1991). *Nachruf auf Hans Neumann*. In: *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften in Göttingen für das Jahr 1991*, S. 176–199.
- STAUBACH, Nikolaus (2011): *Die Meditation im spirituellen Reformprogramm der Devotio Moderna*. In: Karl ENENKEL / Walter MELION (Hgg.): *Meditatio – Refashioning the Self. Theory and Practice in Late Medieval and Early Modern Intellectual Culture*. Leiden, S. 181–209.
- TÖNS, Ulrich (i. Vorb.): *Die „Ermahnung und Belehrung“ des Albertus Pistoris. Historische, theologische und literarische Untersuchungen*. In: Ders. u. a. (i. Vorb.).
- TÖNS, Ulrich / Norbert NAGEL / Robert PETERS (i. Vorb.): *Die „Ermahnung und Belehrung“ des Albertus Pistoris. Edition und Untersuchung einer geistlichen Schrift*. Münster (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, Bd. 20).
- TRILOFF, Hermann (1904): *Die Traktate und Predigten Veghes*, untersucht auf Grund des „Lectulus Floridus“ der Berliner Handschrift. Eine Einleitung in das Studium Veghes. Halle.
- VAN DIJK, Rudolf Th. M. (2004): *Ascensiones in corde disponere. Spirituelle Umformung bei Gerhard Zerbolt von Zutphen*. In: Nikolaus STAUBACH (Hg.): *Kirchenreform von unten. Gerhard Zerbolt von Zutphen und die Brüder vom gemeinsamen Leben*. Frankfurt am Main u. a.
- WORSTBROCK, Franz Josef (1999): *Veghe, Johannes und Pseudo-Veghe*.
- WORTMANN, Felix (1960): *Johannes Veghe und die ihm zugeschriebenen Traktate*. In: *Münstersche Beiträge zur Niederdeutschen Philologie*. Köln Graz (Niederdeutsche Studien, Bd. 6), S. 47–77.